Johann Georg Hamann

ist als der „Magus des Nordens“ bis auf den heutigen Tag vielen ein Wegweiser zur Wahrheit. Wie einst die drei Weisen aus dem Morgenlande kamen, den neugebore­nen König der Juden zu suchen, weil sie seinen Stern gesehen, so hat dieser Mann ein ganzes Leben lang durch Schuld und Irrtum, Armut und Not hindurch der ver­borgenen Herrlichkeit dieses Königs nach­gespürt, der Gnade und Wahrheit des Got­tes, der sich zu uns herabgelassen.

Das Leben Hamanns, wie es der Verfasser hier in geschickter Verflechtung mit seinem schriftstellerischen Werk darstellt, macht besonders deutlich, unter wieviel Druck und Unvollkommenheit des familiären und beruflichen Lebens dieser „Prediger in der Wüste“, wie er sich selbst bezeichnet hat, seiner geistigen Aufgabe treublieb, ja, daß ihn die Anfechtung von außen erst zum Erkennen und Erfüllen dieser Aufgabe brachte.

Die wichtigsten Schriften Hamanns wer­den im einzelnen behandelt, ihre geistes­geschichtliche Bedeutung als erste und nahezu einzige Auflehnung seiner Zeit gegen die damalige Herrschaft des Vernunft- glaubens gewürdigt.

Wer der Wegweisung Hamanns folgt, wird für die Offenbarung und Selbstmitteilung Gottes die Augen neu geöffnet bekommen und sich ihr dankbar anvertrauen.

Band 71 der Sammlung
.Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Johann Georg Hamann

Ein Prediger in der Wüste

Von

Heinrich Steege

BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

[Zeuge der Wahrheit 5](#bookmark2" \o "Current Document)

[Irrwege der Jugend 8](#bookmark3)

[„Ein anderer wird dich führen . . .“ 11](#bookmark4)

[Begegnung mit dem Wort 14](#bookmark5)

[Deuter und Verkündiger 18](#bookmark6)

[Trennung 22](#bookmark7)

[Christus und Sokrates 26](#bookmark8)

[Widersacher und Freunde 33](#bookmark9)

[Harte Dienstjahre 38](#bookmark10)

[Im Kampf mit der neuen Weltanschauung ... 50](#bookmark11)

[Absage an Kant 57](#bookmark12)

[Theologie des Kreuzes 61](#bookmark13)

[Um den Abend wird es licht 68](#bookmark14)

[Fahrt ins Reich und Heimfahrt 74](#bookmark15)

Copyright 1954 by Brunnen-Verlag, Gießen.

Drude: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg/Lahn.

Zeuge der Wahrheit

Es ist ein seltsamer Mann, mit dem die folgenden Blätter uns bekanntmachen möchten. Zweifellos ge­hört er zu den geistigen und literarischen Größen seiner Zeit. Kant und Herder, Claudius, Lavater und Goethe haben zu ihm aufgeschaut. Nur merkwürdig: selbst in literaturbeflissenen Kreisen mag es wenige geben, die viel mehr als seinen Namen wissen. Das ist leicht zu erklären. Es gibt unter den zahlreichen Ver­öffentlichungen unseres Denkers kaum eine Schrift, die gut und leicht zu lesen wäre. Hamann führt eine dunkle, unverständliche Sprache. Die Gedanken drän­gen bei ihm in einer solchen Fülle und Mächtigkeit hervor, daß ihm die Bändigung und Formung sehr schwer wird. Es ist auch gar nicht wirklich sein Bemü­hen, hell und klar, für jeden einsichtig und faßbar zu reden und zu schreiben. Es geht ihm nicht darum, populär zu werden. Ja, er meint sogar, daß das, was er zu sagen hat, der Menge, auch der geistig bewegten und interessierten, notwendig dunkel und verhüllt blei­ben muß und nur den ganz wenigen, die wirklich nach der Wahrheit fragen, sich mitteilt.

Aber was ist das für eine merkwürdige Sache: einer, der sich berufen weiß, als Publizist, als Autor zu wir­ken, und dabei doch von vornherein darauf verzichtet, wirklich an die Öffentlichkeit zu dringen und das Ohr der Menschen zu erreichen!

Freilich ist das nicht die einzige Widersinnigkeit dieses Lebens. Es hängt hiermit eng zusammen, daß er, der Zeuge sein wollte, Zeuge der Wahrheit, gerade um dieser übermächtigen Wahrheit willen sich nicht meinte in die schlichte Ordnung eines irdischen Beru­fes fügen zu können, auch nicht in die Ordnung des

5

geistlichen Amtes. Dabei hat er aus der Not keine Tugend gemacht. Er hat diesen seinen Weg nicht andern empfohlen; vielmehr hat er den Freund er­muntert, Theologie zu studieren und ein Prediger des Evangeliums zu werden. Er selbst mußte, so hart und bitter das war, ihm selbst und andern imverständlich, als Angestellter des Zolls und städtischer Packhofver­walter sein Leben fristen, bis ihm die Freundlichkeit einiger ihm wohlgesinnter Menschen zu einem etwas freundlicheren Lebensabschluß verhalf. Er ist also in keiner Weise ein erfolg- und ruhmgekrönter Mann gewesen. Seine äußere Lebenshaltung war vielmehr in mancher Hinsicht durchaus fragwürdig, bis hin zu jener merkwürdigen Tatsache, daß er, der doch lebenslang um die Heiligung vor Gott rang, in einer Ehe lebte, die kirchlich nicht eingesegnet war, und die ihm selber nicht als eine wirkliche Lebensgemeinschaft erschien.

Aber nun ist in diesem scheinbar ganz bedeutungs­losen und fragwürdigen Leben doch etwas, was bis auf den heutigen Tag viele aufhorchen läßt. Schon die Zeit­genossen haben das gemerkt. Einer, Friedrich Karl v. Moser, Regierungspräsident in Hessen-Darmstadt, schrieb ihm 1760: „Sie haben den Stern gesehen! Las­sen Sie andere Irrwischen folgen!“ Er hat dabei sicher an die Geschichte von den Weisen aus dem Morgen­lande gedacht, an die Hamann selbst in einem kleinen Aufsa§ zum Epiphanienfest des Jahres 1761 erinnert. Darin hebt er hervor, daß der Wandel eines Christen in dieser Welt ebensowenig durch vernünftige Beweg­gründe zu erklären und durch sichtbare Erfolge zu rechtfertigen sei wie die Reise jener Magier in ein fremdes Land, um einem fremden Könige zu huldigen. Es gebe eben „Handlungen höherer Ordnung, für die keine Gleichung durch die Elemente dieser Welt her­

6

ausgebracht werden kann“. Und der Wandel eines Christen sei „das Meisterstück eines unbekannten Ge­nies, das Himmel und Erde für den einigen Schöpfer, Mittler und Selbsterhalter erkennt und erkennen wird in verklärter Menschengestalt“.

Vielleicht merken wir diesen Worten an, was das für ein Mann ist, der so zu uns spricht. Er läuft nicht, wie die anderen, Irrwischen nach. Er glaubt denen nicht, die das natürliche Licht, das Licht der Vernunft, preisen und verherrlichen und mit ihm auszukommen meinen. Er hat den Stern gesehen. Er weiß, wo uns Menschen in unserer Todesnacht das Licht leuchtet. Und er wird ein Zeuge des Lichtes, — ein Zeuge und Verkünder der Offenbarung des lebendigen Gottes im Wort der Heiligen Schrift. Es sind seit den Tagen der Reformation nicht viele gewesen, die so klar, so uner­bittlich die Wahrheit, von der Luther und seine Mit­streiter bewegt waren, ans Licht gebracht haben. Er war kein bequemer Zeuge. Nicht mit Ehre und Aner­kennung hat man ihn überhäuft. Er stand unter seinen Zeitgenossen als ein „Prediger in der Wüste“, wie er selber gesagt hat, und das ist ihm bis auf den heuti­gen Tag so ergangen, — ihm wie allen, die das gleiche Zeugnis vertreten. Und doch hängt für uns heute alles daran, daß gerade dieses Zeugnis wieder unter uns Gehör finde.

Zeuge der Wahrheit wird kein Mensch aus sich sel­ber. Wohl haben die Menschen ihre verschiedenen Meinungen und Weltanschauungen. Aber der Wahr­heit bleiben sie fern, bis diese sich selber Gehör ver­schafft, Menschen in Dienst und Gehorsam nimmt und unter ihren Befehl stellt. Das ist das Wunder und Ge­heimnis ewiger Barmherzigkeit, daß Gott sich keinem Menschen, keinem Volk, keinem Geschlecht unbezeugt

7

läßt, daß er auch in einer Zeit allgemeinen Abfalls einzelne erweckt und zurüstet, sich dem Geiste des Un­glaubens entgegenzustellen. Dafür haben wir ein Bei­spiel, wenn wir den Lebensweg Hamanns überdenken.

Irrwege der Jugend

Als Johann Georg Hamann am 27. August 1730 im ostpreußischen Königsberg seinen Lauf begann, war die sog. „Aufklärung“, die von Frankreich und Eng­land ihren Ausgang genommen, bereits zu einer das deutsche Geisteswesen bestimmenden Macht geworden. In seinem Elternhause hatte sie freilich keinen Ein­gang gefunden. Hier herrschte vielmehr der Geist schlichter Frömmigkeit, wie ihn der Pietismus in wei­ten Volkskreisen hatte heimisch werden lassen. Der Vater, der aus der Lausitj herübergewandert war, be­kleidete das Amt eines Wundarztes und stand als „alt­städtischer Bader“ bei der Bevölkerung in hohen Ehren. Nie ist er darum der Versuchung erlegen, an anderen Orten und in anderen Stellungen sein Glück und seinen Ruhm zu vermehren, obwohl ihm dazu oft Gelegenheit geboten wurde. Die Mutter, die aus Lübeck stammte, war darin mit ihm gleichen Sinnes. Eine stille, emsige Hausfrau, die, was der Vater sauer erwarb, mit Umsicht zu hüten verstand. So ging es den Eltern nicht übel; aber sie lebten auch nicht im Überfluß.

Im Geiste schlichter Frömmigkeit suchten sie ihre beiden Söhne zu erziehen. Hamann hat stets mit gro­ßer Dankbarkeit und Ehrerbietung von den Eltern ge­sprochen. Sie waren, wie er sagt, „Feinde des Müßig­gangs und Freunde göttlicher und menschlicher Ord­

8

nung“. Sie sorgten dafür, daß die Kinder frühzeitig von guten Lehrmeistern unterwiesen wurden, und überwachten selber gewissenhaft den Fortgang des Unterrichts. Streng war, dem Geiste der guten alten Zeit entsprechend, die Erziehung. „Lügen, Umtreiben und Näscherei waren drei Hauptdinge, die uns nicht vergeben wurden, und denen wir niemals Erlaubnis hatten, uns zu überlassen.“

Johann Georg war ein sehr begabter Junge. Das bedeutete, wie er später erkannte, von früh auf eine Gefahr für ihn, zumal die Eltern es bei der Erziehung an einem festen Plan fehlen ließen, die Hauslehrer oft wechselten und der Umgang mit gleichaltrigen Freunden lange versagt war. So entwickelte sich Ha­mann zum Bücherwurm, der sich, wie er sagt, „mit einer Menge Wörtern und Sachen überschüttet fand, ohne davon Verstand, Grund, Zusammenhang und Ge­brauch zu kennen“.

Als er sich Ostern 1746, kurz nach der Einsegnung, noch nicht 16 Jahre alt, bei der Universität seiner Vaterstadt einschreiben ließ, fand dieser Wissensdurst reiche Nahrung. Aber während sein Geist „in den Vorhöfen der Wissenschaft umherschweifte“, während er, Philosophie und Theologie, Mathematik und Rechts­gelehrsamkeit studierend, auf allen Gebieten daheim zu sein trachtete, verlor er den Beruf, den er gefunden zu haben glaubte. Er ließ den Plan, ein Prediger des Evangeliums zu werden, aus nichtigen Scheingründen fahren und gab sich statt dessen „den sogenannten schönen und zierlichen Wissenschaften, Poesie, Roma­nen, Philologie und französischen Schriftstellern . . .“ hin. Ein Universalgenie, konnte er sich nicht dazu verstehen, ein Fachstudium zu ergreifen und sich für einen Beruf zu rüsten. Vielmehr wollte er „nach Nei­

9

gung, zum Zeitvertreib und aus Liebe zu den Wissen­schaften selbst“ studieren, gewiß, „daß es besser wäre, ein Märtyrer denn ein Tagelöhner und Mietling der Musen zu sein“.

Freilich, es kam bald die Zeit, wo er darüber ganz anders dachte. Er hat es tief bereut, daß er die Gelegen­heit, etwas Ordentliches zu lernen und soliden Grund zu legen, nicht treuer und gewissenhafter wahrgenom­men; daß er den sauren Schweiß seines Vaters durch­gebracht und seine Hoffnung, Früchte seiner mit viel Entsagung und Selbstverleugnung geübten Aufwen­dungen zu sehen, zunichte gemacht; daß er seine Gaben und Kräfte, die dem Dienste Gottes und der Menschen hätten geweiht sein sollen, mißbraucht, verstümmelt und verdorben hatte. „Was für ein Unsinn läßt sich in runden und wohllautenden Worten ausdrücken!“

Leider hat diese Reue, so aufrichtig sie sein mochte, ihn nicht vor neuen Irrwegen bewahrt. Es ist merk­würdig: wer das Leben Hamanns überblickt, wird be­merken, daß sich die von ihm mit Recht beklagten Verfehlungen und Versäumnisse immer von neuem wiederholen, und daß mitten durch alle Irrungen der eigenen Wege hindurch ein anderer mit ihm seinen Weg geht und durch ihn seinen Ruhm verkünden läßt. Ob es sich mit unser aller Leben nicht ähnlich verhält, soweit es überhaupt jenen verborgenen ewigen Hin­tergrund durchscheinen läßt?

Jedenfalls verließ Hamann die Hochschule, als ihm des Studierens genug dünkte, stark berührt von den schöngeistigen, künstlerischen und philosophischen In­teressen der Zeit, angeregt und befruchtet durch man­cherlei freundschaftliche, gesellige Verhältnisse, die er durch das ganze Leben bewahrt hat, aber schlecht ge­rüstet für einen praktischen Lebensberuf. Er empfand

10

diesen Mangel zunächst nicht. Drang nach dem Leben und nach eigener Lebensgestaltung ließ den kaum Großjährigen sich von Heimat und Elternhaus los­reißen und den Beruf eines Erziehers und Hausmei­sters ergreifen. Auf eigenen Füßen stehend, als Men­schenbildner andern zu innerer und äußerer Selbstän­digkeit zu verhelfen, das erschien ihm als ein Lebens­ziel, für das der Einsatj sich lohnte. Dabei stand ihm ein hohes Ideal vor Augen. Er machte es sich und allen in der Bildungsarbeit Stehenden zur Pflicht, die Geschöpfe Gottes als lebendige Seelen zu achten, denen gegen­über es verwehrt sei, „sie in Puppen, Affen, Papa­geien oder sonst etwas noch Ärgeres zu verwandeln“.

Dieses heiße Bemühen aber, das Leben in freier Entwicklung und Selbstentfaltung bei sich und andern zur Vollendung zu bringen, führte, da es an der Zucht des Geistes fehlte, bei allem hohen Idealismus in die äußere und innere Katastrophe. Die letjte Etappe die­ses Weges war jene für sein Leben so folgenreiche Lon­doner Geschäftsreise vom Jahre 1756, von der wir noch hören werden.

„Ein anderer wird dich führen . .

Manche Enttäuschung war diesem Zusammenbruch, der zur heilsamen Lebenswende werden sollte, voran­gegangen. Aus der ersten Hauslehrerstelle auf einem Gutshofe in Livland wurde er bald in Ungnaden ent­lassen, da er es gewagt hatte, einer unverständigen Mutter ins Gewissen zu reden, die ihr einziges Kind heillos verzog. Später mußte er sich sagen, daß wir von Natur geneigt sind, unsere Bemühungen zu über­

11

schälen: „Ich ging wie ein mutig Roß im Pflug mit vielem Eifer, mit redlichen Absichten, mit weniger Klugheit und mit zu vielem Vertrauen auf mich selbst und Zuversicht auf menschliche Torheiten bei dem Guten, das ich tat oder tun wollte.“ So urteilt er über diesen ersten Versuch.

Aussichtsreicher schien der Dienst im Hause des Generals von Witten auf Gut Grünhof in Kurland sich zu gestalten. Ungebrochen war jedenfalls sein Selbst­vertrauen, das ihn dem Vater schreiben ließ: „Nicht zuviel Mißtrauen, wenn ich bitten darf, und nicht gar zuviel Anteilnahme! Sie müssen mich jetjt schon dem lieben Gott und mir selbst überlassen. Gott wird Ihre Stelle vertreten, und ich will der Überlegung und dem Gewissen folgen.“ Ähnlich äußerte er sich noch einige Jahre später (1755), als der Vater ihn aufgefordert hatte, nach Hause zurüdczukehren, da er, krank an Leib und Seele, entschlossen war, auch die Arbeit in Grünhof aufzugeben. Noch war er nicht bereit, den Rüdeweg anzutreten. „Entschlagen Sie sich der Sorgen, die Ihrer und meiner Ruhe nachteilig sind“, so schreibt er dem Vater, „der Sorgen für ein Glück, das ich nicht dafür erkennen kann! Die Erde ist des Herrn! Seine Gegenwart und die Vorstellung meiner Pflichten, denen ich lebe, möge mir allenthalben nahe sein . . . Ich habe noch Herz genug, mehr zu erfahren, mehr zu leiden, mehr zu übernehmen.“

Den Worten merkt man freilich das Aufkommen innerer Unsicherheit an. Der, der darauf brannte, „sich selber führen zu lernen“, begann die Grenze und das Ende dieses Unternehmens zu ahnen. Aber noch ein letjter Versuch wurde unternommen. Noch fehlte sei­nem Leben die rechte Mitte, von der er in seinem Lebenslauf einmal spricht: „Wenn unsere Seele erst

12

ihren Mittelpunkt in Gott findet, so verläßt derselbe sie in ihrer Bewegung nicht mehr. Sie bleibt ihm, wie die Erde der Sonne, getreu. Und alle übrigen Neigun­gen richten sich wie die Monde nach ihrem ursprüng­lichen und eigentümlichen Eindruck des Schwunges und ihres Laufes.“ Noch wußte er nichts von diesem Mittelpunkt, und darum mangelte seinem Wesen die Ruhe, seinem Arbeiten die Stetigkeit und klare Ziel­strebigkeit, die nötig ist, wenn es zu einem gesegneten Lebenswerk kommen soll.

So lag über all diesen Jahren seiner Jugend ein dunkler Schatten. Schwer rang der Jüngling mit den erwachenden natürlichen Leidenschaften. Krankhafte Hypochondrie umdüsterte das Gemüt des zu grüb­lerischer Schwermut Veranlagten, häufige Krankheiten bedrängten den mit einer schwächlichen Körperkon­stitution Behafteten. Gefühlsweichheit und übermäßige Schüchternheit erschwerten ihm den Umgang mit Freunden. Auf der andern Seite dieser unbändige Wille, sein eigener Herr zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen. Er ließ ihn der Versuchung erliegen, der Aufforderung seines Studienfreundes Christoph Beh­rens nach Riga zu folgen. Behrens hatte Gefallen an der geistigen Regsamkeit und Gewandtheit des jungen Mannes und bewog ihn, in sein Geschäft einzutreten und sich der Nationalökonomie zuzuwenden. Hamann begann seine neue Tätigkeit mit der Übersetjung eines französischen Werkes: „Über die Vor- und Nach­teile von Frankreich und England in Ansehung des Handels“ und zeigte dabei besonderes Verständnis und eindringenden Tiefblidc. So wurde er bestärkt in seinem Vertrauen, auf dem richtigen Wege zu sein. Darum konnten ihm auch die ernsten Eindrücke, die ihm gerade um diese Zeit, an das Sterbebett der

13

Mutter gerufen, zuteil wurden, in seinem Vorhaben nicht wankend machen. Vielmehr verließ er gleich nach ihrer Bestattung heimlich das Elternhaus, dem Vater nur sein Bild als Andenken zurücklassend, und kehrte nicht, wie er versprochen, in das Haus des Generals zurück, sondern stellte sich seinen neuen Freunden zur Verfügung, die ihn die schon erwähnte Geschäftsreise antreten ließen, welche ihn über Lü­beck, Hamburg und Amsterdam im April 1757 in die englische Hauptstadt führte.

Eine große Torheit war es, den ganz Unkundigen für diesen Auftrag, der dann auch völlig mißriet, ein- zusetjen. Aber es wurde Hamann nachträglich gewiß, daß hier eine ganz andere Hand im Spiele war. Wäh­rend er in seiner weltlichen Mission nichts erreichte und in keiner Weise das in ihn gesetjte Vertrauen rechtfertigen konnte, während die Handelsherren, die er aufsuchte, über seine Unfähigkeit lächelten und ihm selbst der russische Botschafter, der sich seiner ver­ständnisvoll annahm, nicht zu helfen vermochte, so daß er, zweimal aller seiner Mittel beraubt und tief in Schulden geraten, der Verzweiflung nahekam, rückte die Stunde heran, die unerwartete Hilfe bringen sollte.

Begegnung mit dem Wort

Die Weltstadt, die ihn, den innerlich haltlosen Sinnesmenschen, tiefer noch in das „Getümmel seiner Leidenschaften“ führte, die ihm aber auch seine Weltverlorenheit, sein gänzliches Preisgegebensein an die Mächte des Verderbens zum Bewußtsein brachte, ließ ihn falschen Freunden in die Hände fallen. Einem, der des Lautenspiels kundig, hatte er, der seit frühe­

14

ster Jugend sich mit Begeisterung dieser Kunst hinge­geben, sich angeschlossen, mußte aber bald innewer­den, daß er rücksichtslos ausgenutjt wurde. So wußte er sich schließlich nur dadurch zu helfen, daß er allem geselligen Verkehr entsagte und allein mit seinen Büchern Zwiesprache zu halten suchte. Aber auch sie erschienen ihm jetjt als „leidige Tröster“.

Als die Not seines Herzens ihren Höhepunkt er­reichte, kam die Zeit, die er allein kennt, „die beste Zeit, uns den Anfang seiner Hilfe zu zeigen“. Von allen Freunden dieser Welt verlassen, bat er Gott um einen Freund und fand ihn in seinem eigenen Herzen, „da ich die Leere und das Dunkle und das Wüste des­selben am meisten fühlte“.

Der Freund, der ihm, wie er schreibt, den Schlüssel zu seinem Herzen geben konnte, den Leitfaden aus seinem Labyrinth, war das von ihm wohl gekannte, aber nicht recht geachtete Bibelbuch. Längst hatte er, der so viele Bücher verschlang, auch die Heilige Schrift zu Rate gezogen. Er hatte das Alte Testament einmal, das Neue zweimal gelesen. Aber den rechten Zugang hatte er nicht gefunden. Als er nun von neuem den Anfang machen wollte, schien es ihm, „als wenn ich eine Decke über meiner Vernunft und meinem Herzen gewahr würde, die mir dieses Buch das erstemal ver­schlossen hatte“. Daher nahm er sich vor, „mit mehr Aufmerksamkeit und mit mehr Ordnung und mit mehr Hunger dasselbe zu lesen und meine Gedanken, die mir einfallen würden, dabei aufzusetjen“.

Als er am 13. März 1758 mit der Durchführung die­ses Vorhabens begann, war damit der Anfang des neuen Lebens gegeben. Das Wort, das er las, gab dem Verzweifelnden neuen Grund unter die Füße. Es wurde ihm zu einer neuen Offenbarung. „Je weiter ich kam,

15

je neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den In­halt und Zielpunkt desselben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber, ich schämte mich, selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals sie demselben zur Seite gesetjt, ja, jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben.“

Was ihm als das unerhört Neue und Überraschende bei diesem Schriftstudium aufging, war dieses, daß ihm die Geschichte, um die es in der Heiligen Schrift geht, nicht mehr als eine fremde Geschichte erschien; vielmehr erkannte er „seine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volkes“, las seinen eigenen Lebenslauf, wenn er sich den Lebensweg der bibli­schen Menschen vor die Augen stellte, und „dankte Gott für seine Langmut mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte“. Die „Einheit des gött­lichen Willens“ erkannte er „in der Erlösung Jesu Christi, daß alle Geschichten, alle Wunder, alle Ge­bote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zu­sammenliefen, die Seele des Menschen aus der Skla­verei, Knechtschaft, Blindheit, Torheit und dem Tode der Sünde zum größten Glück, zur größten Seligkeit und zur Annehmung solcher Güte zu bewegen, über deren Größe wir uns noch mehr als über unsere Un­würdigkeit und die Möglichkeit, uns derselben würdig zu machen, erschrecken müssen, wenn sich uns selbige offenbaret“.

Als er am Abend des 31. März das fünfte Kapitel des fünften Buches Mose las, verfiel er „in ein tiefes Nachdenken, dachte an Abel, von dem Gott sagte: Die Erde hat ihren Mund aufgetan, um das Blut deines Bruders zu empfangen . . . Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Tränen, und ich

16

konnte es nicht mehr meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Brudermörder seines einge­borenen Sohnes war. Der Geist Gottes fuhr fort, mir das Geheimnis der göttlichen Liebe und die Wohltat des Glaubens an unsern gnädigen und einzigen Hei­land fort und fort zu offenbaren.“

So erfuhr Hamann die Wunderkraft des Wortes in Gericht und Gnade, in Beugung und Aufrichtung. Er betont, „daß dieses Wort ebenso große Wunder an der Seele eines frommen Christen tut als diejenigen, die in demselben erzählt werden“. Ja, er schließt seinen Lebenslauf mit „einem aufrichtigen und herzlichen Dank Gottes für sein seligmachendes Wort, das ich geprüft und gefunden als das einzige Licht, nicht nur zu Gott zu kommen, sondern auch uns selbst zu ken­nen“ ; er preist dieses Wort „als das teuerste Geschenk der göttlichen Gnade, das die ganze Natur und alle ihre Schätje so weit übertrifft als unser unsterblicher Geist den Leib des Fleisches und Blutes; als die erstaunlichste und verehrungswürdigste Offenbarung der tiefsten, erhabensten, wunderbarsten Geheimnisse der Gott­heit . . . ; als das einzige Brot und Manna unserer Seele, dessen ein Christ weniger entbehren kann als der irdische Mensch seiner täglichen Notdurft“.

So hat Hamann die große Wende seines Lebens er­fahren. Er sieht Gott und die Welt in einem neuen Lichte; er weiß nun, daß es ohne Glauben an Jesus Christus unmöglich ist, Gott zu erkennen, „was für ein liebreiches, unaussprechlich gütiges und wohltätiges Wesen er sei, dessen Weisheit, Allmacht und alle übrigen Eigenschaften nur gleichsam Werkzeuge seiner Menschenliebe zu sein scheinen“. Ebenso deutlich ist es ihm aber auch, daß es ohne Christus und den Glau­ben, den der Geist wirkt, unmöglich ist, sich selbst und

2 Hamann

17

den Nächsten recht zu lieben; „kurz, man muß ein wahrer Christ sein, um ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffenes Kind, ein guter Bürger, ein rechter Patriot, ein guter Untertan, ja, ein guter Herr und Knecht zu sein; und daß jedes Gute ohne Gott un­möglich ist, ja, daß er der einzige Urheber desselben ist“.

Er sieht über seinem Leben tro§ Schuld und Ver­strickung ein großes Licht, eine große Hoffnung und ist voller Zuversicht: „Wenn ich das große Gut, die unschätjbare Perle, den Preis, zu dem mich Gott hat geboren werden lassen, von ihm erhalte, — wie sollte ich an seiner Regierung meines ganzen Lebens jeyt zweifeln! Das Ende desselben ist erreicht. Ich über­lasse mich seinem weisen und allein guten Willen.“

Deuter und Verkündiger

Die Gedanken, die ihm bei seinem Schriftstudium gekommen sind, hat Hamann, wie er sich schon vor­genommen, niedergeschrieben. Man liest diese „Bib­lischen Betrachtungen eines Christen“ heute noch mit großem Gewinn. Es sind kurze Anmerkungen zu ein­zelnen Bibelstellen, wie sie nur ein vom Heiligen Geist Erleuchteter niederschreiben konnte, — einer, der von sich bekennt, daß ihn die Anfechtung aufs Wort achten lehrte.

Ihm ist eine große Erkenntnis ganz neu geschenkt worden. Wo er die Schrift aufschlägt, steht er vor dem Wunder der Liebe Gottes. Sie möchte sich uns schen­ken und mitteilen. Darum hat sie sich aufgemacht, uns zu suchen und zu finden. Darum hat sich Gott zu uns Menschen „heruntergelassen“, und darum gilt von der

18

Offenbarung Gottes auf der ganzen Linie, „daß sich Gott selbst hat wollen demütigen, um uns den Weg der Demut zu lehren“.

Es ist erstaunlich, wie einfach und zugleich tiefgrün­dig hier von dem Geheimnis der Offenbarung gere­det wird, vor der Hamann mit großer Ehrfurcht steht. Das verstanden weder die Rechtgläubigen noch die Liberalen, die Aufklärer, recht. Wie sollten sie es auch begreifen! Sie merkten nicht, daß das Wunder all unser menschliches Begreifen und Verstehen über­steigt. Wer will das fassen, daß Gott in menschlichen Lauten zu uns gesprochen hat, daß der Schöpfer ein Schriftsteller geworden ist, ja, daß er sich angepasst hat an die menschlichen Neigungen und Begriffe, ja sogar an der Menschen Vorurteile und Schwachheiten! Es geht in der Bibel nicht um hohe Gedanken, nein! „Die Schrift kann nicht anders mit uns reden als in Gleichnissen, weil alle unsere Erkenntnis sinnlich, fi­gürlich ist.“ Die „Geistreichigkeit der weltlichen SArei- ber“ wird dadurch besAämt, daß Gott „nichtswürdige, veräAtliAe Dinge, ja Undinge, wie der Apostel sagt, zu Werkzeugen seines geheimen Rats und verborgenen Willens maAt, daß er das Alberne, das SeiAte, das Unedle geradezu erwählt; daß der Hofstil des Him­melreiches noA immer der sanftmütigste und demü­tigste ist, und daß der König des Himmelreiches noA immer auf dem Füllen der lastbaren Eselin in der Welt seinen Einzug hält.“

Darum ist und bleibt er ein verborgener König, ein verborgener Gott. Darum gehören „erleuAtete, be­geisterte, mit EifersuAt bewaffnete Augen eines Freun­des, eines Vertrauten, eines Liebhabers dazu, um in solAer Verkleidung die Strahlen himmlischer Herr­lichkeit zu erkennen“. Von den andern gilt: Mit sehen­

2»

19

den Augen sehen sie nicht! Die Menschen verkennen und mißdeuten vollständig „das vorzügliche Merk­mal seiner Menschenliebe, davon die ganze Hei­lige Schrift voll ist“; sie schmähen und lästern den Geist, der durch das Schriftwort zu ihnen redet, wie man den Sohn Gottes verwarf, als er in der Gestalt Jesu von Nazareth auf Erden erschien. Man wagt es, Gottes Offenbarung in frecher Überheblichkeit vor den Richtstuhl seiner Vernunft und natürlichen Einsicht zu fordern; man glaubt, Gottes Wort nach den eigenen klugen Einfällen und Einsichten, nach den jeweiligen Zeitumständen und dem Geschmack des Jahrhunderts tadeln und verbessern zu dürfen. Seine Menschenliebe dient den schwachen Köpfen zum Spott, da sie, nicht bereit, sich dem Worte zu beugen, vielmehr ihre menschliche Weisheit, ihre Neugierde, ihren Vorwitz und den Geschmack ihrer Zeit im Worte suchen und bestätigt finden möchten. Wohin sollte es aber führen, wenn Gott danach fragen wollte, was die jeweiligen philosophischen Zeitgrößen „annehmungswürdig“ fin­den? Er würde es den Menschen doch nie recht machen. Hamann bemerkt mit Recht: „Leute, die sich Einsicht genug Zutrauen, um eines göttlichen Unterrichts ent­behren zu können, würden auch in jeder anderen Of­fenbarung Fehler gefunden haben. Sie sind die Ge­sunden, die des Arztes nicht bedürfen.“

Gott fragt nicht nach dem Urteil seiner philosophi­schen Kritiker, sondern geht zum Heil der Welt seinen Weg in souveräner Überlegenheit. Er ist gewohnt, „seine Weisheit von den Kindern der Menschen ge­tadelt zu sehen“. Indem Gott sich offenbart, indem der Schöpfer der Welt ein Schriftsteller wird, unter­wirft er sich der Kritik der Menschen und fordert ihr Urteil heraus. Aber was will solche Kritik des sich

20

weise dünkenden Verstandes schon bedeuten! Die Wahrheit seines Wortes kann durch seine Kritiker nicht zunichte gemacht werden. Und die Liebhaber der Wahrheit werden durch die Anfechtung nur gelehrt, noch besser aufs Wort zu achten. Mag ihre falsche Meinung von der Bibel und der in ihr sich uns darbie­tenden Offenbarung Gottes zerstört werden, so kann das nicht schaden. Um so größer wird ihnen das Ge­heimnis, dem es nachzusinnen gilt: Das Wort ward Fleisch!

Die Einsichten Hamanns eilen seiner Zeit weit vor­aus. Sie nehmen aller nachfolgenden „Bibelkritik“ eigentlich von vornherein den Wind aus den Segeln. Hamann lehnt es ab, sich mit den gegnerischen Auf­klärern auf eine Ebene zu stellen. Er meint nicht, Gottes Wort gegenüber menschlichen Einreden ins rechte Licht setjen zu müssen. Gott ist mit seiner Wahr­heit stets in der Offensive, in siegreichem Vordringen; sein Heil, sein neuer Tag kommt und ist im An­brechen, und dieses Kommen kann nie auch nur ent­fernt zu einer zweifelhaften, fraglichen Sache werden. Gottes Herablassung, Gottes Demut, wie Hamann sie bezeugt, ist der stärkste Angriff auf alle Überheblich­keit und allen Dünkel der Menschen. Gott hat sich ge- demütigt, um uns Demut und Selbstbescheidung zu lehren. Wer sich nicht demütigen will, wer seine Of­fenbarung nicht annimmt, weil sie ihm nicht angemes­sen erscheint, wer das Heil bei sich selber, das Licht in seinem Herzen und die Wahrheit in seiner Ver­nunft sucht, der spricht sich selber das Urteil. Mit diesem Zeugnis stand Hamann in der Welt, und damit hat er bis auf diesen Tag recht behalten.

21

Trennung

Hamann hat bald erfahren müssen, daß das Be­kenntnis der Wahrheit in dieser Welt Opfer fordert und einsam macht. Als er Ende Juli 1758 nach fast zweijähriger Abwesenheit ins Haus seiner Gastfreunde in Riga zurückkehrte, wurde er trotj des ausgespro­chenen Mißerfolges seiner Sendung „mit aller mög­lichen Freundlichkeit und Zärtlichkeit bewillkommnet“. Bis gegen Ende des Jahres lebte er wie ein Verwand­ter im Familienkreise der Behrensschen Brüder und suchte sich nütylich zu machen, wo und wie er konnte. Er gab Unterricht und half im Geschäft.

Doch erfuhr das gute Einvernehmen bald eine emp­findliche Störung. Es kam zum Bruch, als ihm Chri­stoph Behrens die Hand der älteren Schwester, mit der Hamann sich verloben wollte, versagte. Eine große Enttäuschung wurde ihm damit bereitet. Ganz offen­bar geschah das wegen seiner veränderten inneren Haltung. Christoph Behrens hatte, wie wir später hören, seinen Lebenslauf „mit Ekel“ gelesen und war nicht bereit, ihn, der in seinen Augen ein Schwärmer und Mucker geworden, in die Familie aufzunehmen. Unter seinem Einfluß zog die Schwester, der Hamann lebenslang ein ehrendes Andenken bewahrt hat, ihr Jawort zurück.

Das machte ihm den Abschied leicht, als er im Ja­nuar 1759 Riga verlassen mußte. Der Vater hatte ihn gerufen. Alt und krank, wünschte er den Ältesten in seiner Nähe zu haben, hatte doch der Bruder inzwi­schen die Heimat verlassen.

Aber es kostete noch manchen harten Kampf, die Brücken ganz hinter sich abzubrechen. Die Welt, der er entfliehen wollte, suchte Hamann wieder zu um­

22

garnen. Die ihn von sich gestoßen, wollten ihn so leicht nicht fahren lassen. Wir merken es aus den Briefen, die Hamann in dieser Zeit an Johann Gott­helf Lindner in Riga gerichtet hat. Der war eines aus Hinterpommern nach Königsberg versetjten Pfarrers Sohn, mit Hamann von der Jugend her befreundet, ebenso wie seine beiden jüngeren Brüder, die uns noch begegnen werden.

Lindner war zu dieser Zeit Rektor am Gymnasium zu Riga und hatte eben Hamanns jüngerem Bruder zu einem Amt an der Domschule daselbst verholfen. Sein Vertrauen hatte aber auch Christoph Behrens gewon­nen. Er suchte durch ihn mit dem alten Gefährten in Königsberg wieder in Verbindung zu kommen, obwohl dieser jeden direkten brieflichen Verkehr ablehnte. Ein Verhalten, das schroff wirken und dem einstigen großmütigen Wohltäter undankbar erscheinen mußte. Aber es ging Hamann dabei nicht um menschliche Empfindsamkeit, sondern vielmehr um ein klares Be­kenntnis zu Christus. Dafür konnte der weltgewandte Geschäftsmann jedoch keinerlei Verständnis aufbrin­gen. Er glaubte den einst bewunderten Freund im religiösen Wahn befangen und meinte, ihn zu nutj- bringender und zerstreuender Tätigkeit zurückführen zu müssen. Damit hatte er aber wenig Glück. Hamanns Zeugnis, mochte es hier und da auch durch ein etwas übersteigertes christliches Selbstbewußtsein getrübt sein, ließ die Fronten klar hervortreten. Beklagte es der Freund, daß die Frömmigkeit ihn unbrauchbar mache für diese Welt, so entgegnete Hamann: „Wenn die Welt mich für ihren Auskehricht ansieht, — desto besser für mich!“ Daß sich Behrens über sein Beten, Händefalten und Beichten ereiferte, ihn der Heuchelei und des Müßiggangs beschuldigte und mit Schwärmern

23

und fragwürdigen Geistern in einen Topf warf, konnte ihn an der Richtigkeit seines Weges nicht irremachen. Er weiß, was Gott ihm mit seinem Worte gegeben hat, und bekennt: „Ich lasse es bei den Worten, daß meinen Hunger nichts anderes gestillt hat als dieses Buch, das ich, wie Johannes, geschluckt und die Süßigkeit und Bitterkeit desselben geschmeckt habe.“

Schenkt Gott ihm nun die Gnade, frei von welt­lichen Geschäften sich der „Arbeit eines Christen“, dem Bibellesen und dem Gebet, hinzugeben, so soll man ihn deshalb nicht schelten. Er ist überzeugt, daß seine Bestimmung „weder zu einem Kauf-, Staats- noch Weltmann“ ist. Er weiß sich gerufen, „zu beten und zu arbeiten als ein Christ, als ein Pilgrim, als ein Soldat in Friedenszeiten“. Er versichert, daß ihm „jedes Buch eine Bibel und jedes Geschäft ein Gebet“ sei. Darum kann er schreiben: „Der Christ tut alles in Gott. Essen und trinken, aus einer Stadt in die andere reisen, sich darin ein Jahr aufhalten und han­deln und wandeln oder darin stillsitjen und harren, sind alles göttliche Geschäfte und Werke.“

Selbst den nächsten Verwandten gegenüber richtet das Zeugnis Schranken auf. „Alle Zärtlichkeiten des Blutes, der Natur sind leere Schalen, die jenen nichts helfen, die wir lieben.“ So schreibt er dem Bruder, um dann fortzufahren: „Wir können unserm Nächsten nichts als Schaden tun und sind wissende oder un­wissende Feinde desselben. Durch Gott allein liebt unser Herz die Brüder, durch ihn allein sind wir reich gegen sie. Ohne Jesum zu kennen, sind wir nicht wei­ter gekommen als die Heiden. In dem würdigen Na­men, nach dem wir Christen heißen, vereinigen sich alle Wunder, Geheimnisse, Worte des Glaubens und der wahren Religion.“

24

Ja, das Zeugnis schafft Trennungen. Aber es schafft auch innerste Verbundenheit als „eine Frucht des Gei­stes, der auch Freund und Tröster heißt“. Mit welcher Freude erfüllte es Hamann, als er vernahm, daß der zweite Sohn des Pfarrers Lindner, Gottlob Emmanuel, der in Grünhof sein Nachfolger geworden war, sich entschloß, das Theologiestudium wiederaufzunehmen! „Wir müssen uns des Menschensohns und seines Be­kenntnisses nicht schämen“, so ermuntert er ihn. Und dann wird sein Herz ganz weit: „Er, den wir nicht sehen, ob er gleich mit uns, in uns und unter uns ist, er, der den Raum füllt, der uns beide voneinander trennt, wolle unsere Herzen auch seinen Gruß hören lassen: Friede sei mit euch!, uns senden zu seinem und seines Vaters Geschäft und unser ganzes Leben zur Würde und Treue seiner Botschafter Und Gesandten uns führen lassen.“

Wer ihn seiner angeblich verschrobenen Meinung wegen bedauert und ihn zur weltlichen Klugheit zu- lückführen möchte, den bittet er: „Lassen Sie mir meinen Stolz in den alten Lumpen!“ „Diese Lumpen haben mich aus der Grube gerettet (Jer. 38). Und ich prange damit wie Josef mit seinem bunten Rode.“

Derselbe aber, der sich nur seiner Lumpen rühmt, nur der Windeln, die uns den Sohn Gottes brachten, nur der schwachen Zeichen und Elemente, an die Got­tes ewige Gabe sich bindet, weiß, daß „Gott irdische schwache Gefäße zu seinen Werkzeugen erwählt, die durch ihre Torheit die Weisheit der Schriftgelehrten zuschanden machen sollen“.

25

Christus und Sokrates

Im Sommer dieses Jahres 1759 kam Christoph Beh­rens nach Königsberg, da sein jüngerer Bruder, den Hamann unterrichtet hatte, in Unfrieden von daheim fortgegangen war und sich in Hamanns Nähe aufhielt. Behrens suchte den einstigen Freund auf, und fast schien es, als sollte das gute Verhältnis wiederherge­stellt werden. Jedenfalls berichtete Hamann seinem Freunde Lindncr befriedigt über den in Behrens’ Ge­sellschaft verlebten Abend. Aber die Einigkeit hielt auch diesmal nicht. Behrens gab den Versuch nicht auf, den in seinen Augen Verschrobenen zurechtzubringen. Als das nicht gelingen wollte, reizte ihn das zu Zorn und Bitterkeit. „Ich muß“, so klagt Hamann, „die Türe meines Herzens verschließen und meinen Mund hüten und versiegeln lassen, als wenn er das Grab eines Verführers oder Betrügers wäre.“

Als Behrens einsah, daß es nicht in seiner Macht stehe, den von Gott Bekehrten abfällig zu machen, suchte er nach einem Helfer und fand ihn indem ihm befreun­deten Magister Kant, der seit einigen Jahren an der Königsberger Hochschule wirkte und bald einen gro­ßen Namen bekam, da er den neuen Menschheitstag des Vernunftglaubens auf seinen Höhepunkt führen sollte. Hamann ahnte, um was es ging, als die beiden ihn in seiner beschaulichen Zurückgezogenheit aufsuch­ten. Er empfing sie freundlich, ließ sich aber weder durch des Freundes schmeichelndes Zureden noch durch des Gelehrten kritischen Verstand von seiner Bahn ab­bringen. Dem letzteren trat er in völliger innerer Frei­heit entgegen, so daß er ihm halb im Scherz, halb im Ernst schreiben konnte: „Ich will auf einmal, mein Herr Magister, Ihnen die Hoffnung benehmen, sich über

26

gewisse Dinge mit mir einzulassen, die ich besser be­urteilen kann als Sie, weil ich mehr Data darüber weiß, mich auf Fakta gründe.“ Daß er, dem allgemei­nen Urteil zuwider, entschlossen war, dem großen Lehrer Deutschlands die Gefolgschaft zu versagen, sollte bald offenkundig werden.

Wohl gab er dem Drängen der beiden, die ihn aus grüblerischem Nichtstun zu nutjbringender Tätigkeit führen wollten, nach; er wurde Schriftsteller, wie sie es wünschten. Aber er bereitete ihnen dennoch eine bittere Enttäuschung, denn er übte seine „Autorschaft“ nicht in ihrem Sinn. Er wurde kein Verkündiger der aufgeklärten Lehren seiner vernunftgläubigen Zeit; er wurde ein Zeuge des allein wahren Gottes und seiner aller Menschenvernunft ins Gesicht schlagenden Of­fenbarung in Jesus Christus, dem fleischgewordenen Wort, und er forderte damit dieses Jahrhundert vor seine Schranken.

Der kleinen geist- und kraftvollen Schrift, mit der er auf die Zureden jener „Zween“ den Grund legte zu seiner nachfolgenden schriftstellerischen Wirksam­keit, gab er den Titel: „Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums, von einem Liebha­ber der langen Weile“. Diese Überschrift bedarf, wie die Schrift selbst, besonderer Erklärung.

Hamann hatte die Zeit der Muße im Hause des Vaters, um derentwillen man ihn anfocht, gut ange­wendet, indem er nicht nur die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments mit neuem Eifer durch­forschte, dazu hebräische und griechische Grammatik und Sprachkundc trieb, zahlreiche Auslegungen heran­zog, darunter vor allem Luthers Werke; sein Geist durchmaß auch die Geistesgeschichte alter und neuer Zeit. Er las griechische und lateinische Schriftsteller

27

und Dichter, und ihm ging auf, daß auch im Heiden­tum allenthalben Hinweise und Fingerzeige auf die göttliche Offenbarung sich finden, die in Jesus Chri­stus Wirklichkeit geworden ist und im Wort der Hei­ligen Schrift ihren Niederschlag gefunden hat.

An Sokrates ist ihm das besonders deutlich gewor­den. Denn indem dieser Heide deutlicher als ein an­derer die Grenzen menschlichen Wissens und Erken- nens aufzeigte, ja, geradezu beim Eingeständnis seines Nichtwissens: „Ich weiß, daß ich nichts weiß“ endete, schien er ganz nahe bei dem großen Lehrer der Heiden mit seinem Bekenntnis zu stehen: „So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll; so aber jemand Gott liebt, der ist von Ihm erkannt“ (1. Kor. 8, 2 f.). Hamann ist der Meinung, daß dem Heiden Sokrates ein Platj unter den Prophe­ten Gottes gebühre, ja, daß sein Schicksal ihn an die Seite dessen stelle, in dem Gott Mensch wurde und in diese Welt kam, um für die Wahrheit Zeugnis abzule­gen. Dies aufzuzeigen, ist der Sinn seines Buches.

Es geht ihm nicht darum, die Lebensgeschichte des Sokrates zu schreiben. Einige Tatsachen sollen in Erin­nerung gebracht werden, die für uns heute noch „denk­würdig“ sind, weil sie uns eben deutlich machen, was es ist um den Weg und Beruf des Zeugen der Wahr­heit in dieser Welt, und uns andererseits zeigen, was uns Menschen hindert, der Wahrheit bei uns Raum zu geben.

Sokrates wird keineswegs als sittlich einwandfreier und vollkommener Mensch vor uns hingestellt. Er war ein Heide, fern von Christus und vom christlichen Le­ben, und hatte an der Schuld und Not der von Gott dahingegebenen Menschheit Anteil. Die Schuld besteht im lebten Grunde darin, daß man nicht nach Wahrheit

28

trachtet, sondern nach dem, was dem natürlichen Sinn gefällt. Dabei stieß man sich an dem Schönsten unter den Menschenkindern, als er als Erlöser erschien, weil er ein Mann der Schmerzen, voller Wunden und Strie­men war. So geschah es damals, so geschieht es immer wieder, da die „gesunde Menschenvernunft“, die dieses Verwerfungsurteil spricht, den Christen und Musel­männern heute ebensowenig abgeht wie einst den Griechen und Juden.

Hamann meint nun, Sokrates müsse als Heide irgend­wie um diese verborgene Not und Schuld des Menschen­geschlechts gewußt haben. Seine ganze Haltung und Lebensführung lege das nahe. Es könne einer nicht davon überzeugt sein, daß er nichts wisse, und doch zu­gleich an die Güte und Unschuld des menschlichen Herzens glauben. Jedenfalls ist Sokrates für uns vor­bildlich nicht durch seine Vortrefflichkeit in Haltung und Lebensführung, auch nicht durch den Reichtum seines geistigen Vermögens, sondern vielmehr durch die Erkenntnis und das Eingeständnis seines Unvermögens und seiner Unwissenheit. Gerade darum konnte ihm das Zeugnis gegeben werden, daß er der Weiseste sei, weil er stets demütig bekennt, er wisse nichts.

Dabei war dieses Bekenntnis für ihn kein angelernter Sat}, sondern tiefempfundene Lebenserfahrung. Wie sich aber ein Leichnam von einem lebendigen Wesen unterscheidet, so ist jene lebendige Erfahrung etwas ganz anderes als der bloß gedankliche Skepti­zismus und Kritizismus, der der selbstherrlichen mensch­lichen Vernunft entspringt. Mit dieser seiner kritischen Einstellung bleibt der Mensch im Banne seiner eigenen Gedanken und endet im radikalen Unglauben, im Zweifel am eigenen Dasein und am Dasein der Welt, an der Wirklichkeit Gottes und der Wahrheit seines

29

Wortes. Auf dem Wege der selbstherrlichen Vernunft verliert der Mensch zuletjt allen Grund unter den Füßen, alles wird unsicher, fragwürdig, ungewiß. Ein gähnender Abgrund tut sich auf, der alles zu verschlin­gen droht. Wir stehen heute am Rande dieses Abgrun­des.

Was uns über dem drohenden Abgrund hält, was uns hilft, daß wir in den lebten Fragen unseres Daseins zurechtkommen, mit den letjten Zweifeln und Anfech­tungen fertig werden, was uns neuen Grund unter die Füße gibt, ist nicht unsere kritische Vernunft, nicht unser gesunder Menschenverstand. Die Hilfe, die wir brauchen, kann nur von außen kommen und muß ohne Beweise und Vernunftsgründe geglaubt und angenom­men werden. Letzte Gewißheit gibt es nur im Glauben. Sie kann niemals erdacht und ergrübelt werden. „Unser Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden.“ Gilt das aber schon für das irdische, natür­liche Leben, können wir nicht essen und trinken, nicht schlafen und wachen, ohne daß wir uns glaubend und vertrauend an die Welt, die uns umfängt, hinge­ben, wieviel mehr gilt es für die ewigen Dinge!

Glaube ist also, wie Hamann neu entdeckt, die Ur­kraft, das Grundprinzip des Lebens, — ähnlich wie bei Luther, wenn er spricht: Glaube, so hast du! Hamann hat es ja genau so wie der Reformator dem Zeugnis der Heiligen Schrift abgelauscht und weiß daher auch, daß dieser Glaube keine Kunst mensch­lichen Denkens ist, daß vielmehr der Friede Gottes, in dem wir ruhen sollen, höher ist als alle menschliche Vernunft. Glaube ist Gnadengabe, Geschenk, das nur denen zuteil werden kann, die mit ihrem eigenen Wis­sen und Können am Ende sind. „Wie das Korn aller

30

unserer natürlichen Weisheit verwesen, in Unwissen­heit vergehen muß, und wie aus diesem Tode, aus diesem Nichts das Leben und das Wesen einer höhe­ren Erkenntnis neu geschaffen hervorkeime, soweit reicht die Nase eines Sophisten nicht.“

Dieses Letjte, Entscheidende, dieses Wunder des Glau­bens, das Leben und Wesen einer höheren Erkenntnis, die aus dem Nichts, aus dem Tode unseres eigenen Lebens hervorgeht — dieses Wunder kann und will gerade der sokratische Weise nicht beweisen oder er­klären; darauf kann er nur hinweisen, wie ein Weg­weiser, der es dem Wanderer überlassen muß, den Weg, auf den er gewiesen wird, nun allein zu beschreiten und auf ihm bis zum Ziel vorzudringen. Der wirk­lich Weise denkt also sehr bescheiden von dem, was er kraft seines natürlichen Erkenntnisvermögens sich selber und anderen zu helfen vermag. Die Vernunft ist nicht schöpferisch. Sie bringt das neue Leben so wenig hervor wie die Hebamme, die der gebärenden Frau beisteht und das Leben von ihr entgegennimmt. Sie gestaltet wie der Bildhauer den Stoff, der ihr gege­ben wird. Der Mensch aber, der sich zu dieser Erkennt­nis leiten läßt, wie Sokrates seine Mitbürger lockte „aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, einer heim­lichen Weisheit, und von den Gö^enaltären ihrer an­dächtigen und staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekannten Gottes“, ein solcher Mensch ist dem Ent­scheidenden, dem neuen Leben ganz nahe.

Hamann rechnet freilich nicht damit, daß es viele sein werden, die sich auf den neuen Weg weisen lassen, sowenig einst die Athener dem Sokrates folgten, ihm vielmehr als Feind und Verderber ein schmachvolles Ende bereiteten. Ihm ist längst deutlich, daß „wer nicht

31

von Brosamen und Almosen noch vom Raube zu leben und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienste der Wahrheit; der werde früh ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken; so ist er für Hunger und Durst, für Galgen und Rad sein Leben lang sicher“.

Für sich ist unser Autor, der die „Sokratischen Denk­würdigkeiten“ „als ein Liebhaber der langen Weile für die Langeweile des Publikums“ zusammenträgt, entschlossen, nicht den Weg des vernünftigen, brauch­baren, artigen Mannes, der Bücklinge machen und Tel­ler lecken lernt, zu gehen. Er fragt nicht nach dem Urteil der Vielen, die doch nichts weiter als „Niemand“ sind. Der Autor spricht sich selber das Urteil, indem er weiß, daß seine Gedanken der verständnislosen Menge ein sich langweilendes Gähnen des Nichtverste­hens und der Ablehnung bereiten werden.

Was macht es? Als einer, der erkannt hat, daß die Wahrheit über uns verfügt, steht er der Tagesmeinung, dem Zeitgeiste als ein ganz Freier gegenüber. „Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir sehen, sondern des künftigen, das uns unsichtbar ist, soll uns begeistern“, so meint er. Es ist fast, als hörten wir den großen Boten Jesu Christi, wenn er ausruft: „Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage ..."

So frei macht allein das Evangelium von dem Gott, der nach „dem guten Zeugnis, das er vor Pilatus ablegte, selbst dazu ein Mensch wurde und dazu in die Welt kam, daß er für die Wahrheit zeugen möchte“. „Es brauchte“, so meint Hamann, „keine Allwissenheit, vor­herzusehen, daß er nicht so gut wie Sokrates von der Welt kommen, sondern eines schmählicheren und grau­

32

sanieren Todes sterben würde als der Vatermörder des allerchristlichsten Königs.“ So steht am Ende der „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ die Erinnerung an die Passion Jesu Christi. Über dem Wege des Zeu­gen der Wahrheit steht das Zeichen des Kreuzes. Wer ein gesichertes, befriedigtes Leben sucht, ist nicht zu gebrauchen zum Kriegsdienst der Wahrheit und ihres ewigen Königs.

Widersacher und Freunde

Zu Weihnachten 1759 war die kleine Schrift an die Öffentlichkeit gedrungen. Sie blieb nicht unbeachtet. Die Gegner meldeten sich zu Wort. Der herausgefor­derte, beleidigte Zeitgeist blieb die Antwort nicht schuldig. In den „Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ wurde der „Frevel an der gesunden Menschenvernunft“ mit starken Ausfällen angeprangert. Ernsthaft warnte der Kritiker vor den krausen Gedankengängen eines, der, durch seine Lange­weile um den Verstand gekommen, in ein „Spinn- und Raspelhaus“ — sprich: Irrenhaus — gehöre, da er sonst leicht auch die andern um den gesunden Verstand bringe.

Nun wüßten wir wahrscheinlich kaum noch etwas von diesem heftigen Angriff, hätte nicht Hamann durch eine neue Schrift selbst dafür gesorgt, daß das Denk­mal, das der „Nachrichter“ ihm gesetjt, der Verges­senheit entrissen wurde. Er griff aufs neue zur Feder und schrieb ein „Nachspiel Sokratischer Denkwürdig­keiten“, nicht um seiner gekränkten Ehre willen, son­dern um die „vier Bogen in Kleinoktav“, seine erste Schrift, die hier erledigt werden sollte, noch einmal

3 Hamann

33

aller Welt zur Augen- und Ohrenweide darzubieten. Der Kritiker gab ihm also höchsterwünschte Gelegen­heit, das ihm am Herzen liegende Thema noch einmal aufzurollen und zu entwickeln.

Der kluge Beurteiler beklagt sich über „die Dunkel­heit“ Hamannscher Darstellungsweise, die das helle Sonnenlicht verstandesklarer Erkenntnis mehr verdecke als erhelle und alles in ein trübes Zwielicht tauche. Hamann gibt dieser Klage recht: Dunkel muß sein, was er redet und schreibt. Die sokratische Weisheit, wie er sie verkündigt, kann nie so hüllenlos einhergehen, daß sie zur platten Allerweltserkenntnis würde. Sie ist die Wahrheit, die im Verborgenen liegt und sich nur dem aufrichtig nach ihr Fragenden erschließt. Übrigens muß aber auch den Feinden von ihrem Geheimnis etwas aufgegangen sein. Warum sollten sie sich sonst so über sie ereifern?

Sie wollen diese Wahrheit und Weisheit nicht, sie ist ihnen im Innersten zuwider; darum schmähen und lästern sie, sie sei einem kranken, unklaren Kopf ent­sprungen. Das hat man auch von dem König der Wahrheit gesagt, er habe den Teufel, und von seinem Boten, er rase (Joh. 10,20; Apg. 26,24). Hamann stellt die naheliegende Frage nach der Grenze zwischen krankhafter Veranlagung und Eingebung des Geistes. Sie ist von außen überhaupt nicht festzustellen, und keine Überlegung dieser Art entbindet von der Ver­pflichtung des Gehorsams der erkannten Wahrheit gegenüber. Wer nicht folgen will, mag sich entschuldi­gen, wie die Juden in ihrem Gespräch mit Christus und wie der römische Landpfleger, als er die Predigt des Paulus gehört. Wer sich entschuldigt, klagt sich an. Sie lieben die Wahrheit nicht, weil sie, die göttliche Torheit der Predigt vom Kreuz, die Salzkraft im dumm

34

gewordenen Salz menschlicher Gelehrsamkeit, den Menschen angreift und demütigt. Wie das Geset} das sittliche Unvermögen des Menschen aufdeckt, ihn zur Erkenntnis der Sünde statt zur Freiheit führt, so gilt es von der Vernunft, dem natürlichen Erkenntnisver­mögen: „Durch sie kommt nichts als Erkenntnis der überaus sündigen Unwissenheit.“ Sie ist, wie Moses, ein Zuchtmeister auf Christus, auf die Offenbarung hin, niemals aber die Offenbarung, das Licht, das Leben, selbst. Darum bleibt hier der le^te Schluß immer: „Wer sich unter euch dünkt, weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein“ (1. Kor. 3,18). Wer die Freiheit, die Wahr­heit, das Leben sucht, der traue auf den Geist, von dem es heißt: „Der Flerr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2. Kor. 3, 17).

Von dieser fruchtbaren Erkenntnis her gewann Hamann seinen Stand im Geistesleben seiner Zeit, das er trotj seiner reichen Vielgestaltigkeit als innerlich hohl erkannte, weil es sich von der ewigen Wahrheit gelöst hatte. Dabei blieb ihm „nichts Menschliches fremd“. Wie weit sein Gesichtskreis geworden war, merkt man, wenn man das Büchlein zur Hand nimmt, das er 1762 unter dem Titel „Kreuzzüge eines Philo­logen“ veröffentlichte. Die Titel Hamannscher Schriften wollen bedacht sein. Der Autor hat es seinen Kritikern übelgenommen, daß sie sie nicht genügend beachteten. „Ein solcher Titel“, schreibt er, „ist ein mikrokosmischer Same, ein orphisches Ei, worin die Muse Gezelt und Hütte für ihren Genius bereitet hat.“

So will denn auch diese Überschrift richtig verstan­den sein. Als nichts anderes tritt Hamann vor uns hin denn als rechter Philologe, als ein Liebhaber des Wor­tes, in dem Gott, der Ewige und Verborgene, sich uns

3\*

35

kundgetan, indem er sich zu uns „heruntergelassen1' hat, so daß wir ihm nun, wenn uns Augen und Ohren aufgetan sind, auf allen Wegen begegnen können. Wir hörten ja, wie Hamann, nachdem er die Stimme seines Redens vernommen, überall, auch bei den „Hei­den“, auch bei Sokrates, das Zeichen und Zeugnis ewiger Wahrheit antrifft.

Aber das hat ihn nun auch zum Kreuzritter, zum Kämpfer für die Wahrheit gemacht. Das läßt ihn leidenschaftlich widerstehen, wenn die Menschen mit falschen Parolen in die Irre geführt werden, wenn man sie nicht auf das Wort, das allein ans Ziel bringen kann, sondern auf das Irrlicht der eigenen Vernunft, der eigenen, vermeintlich guten Meinung, hinweist. „Der größte Liebesdienst, den man seinem Nächsten tun kann, ist, ihn zu warnen, zu bestrafen, zu erinnern, sein Schutzengel, sein Hüter zu werden; diesen Kreuz­zug hält nicht jeder Ritter aus.“

Er, der diese Worte seinem Freunde in Riga schrieb, hat diesen Kampf ritterlich ausgefochten. Mit jenem „Heldengeist eines Weltweisen“, von dem er in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ gesprochen, ausge­rüstet, mit einem „brennenden Ehrgeiz nach Wahrheit und Tugend und einer Eroberungswut aller Lügen und Laster, die nämlich nicht dafür erkannt werden, noch sein wollen,“ begabt, hat er allen widerstanden, die im Namen einer falsch verstandenen Vernunft das Volk verführten. Mochte es sich um die „blinden Nikolaiten“ handeln, wie er die führenden rationali­stischen Kreise in Berlin mit Nikolai und Moses Men­delssohn an der Spitze nannte, mochte es Kant sein oder irgendeine andere geistige Größe, — er ist keinem jenen ritterlichen Freundesdienst schuldig geblieben; er ist ihnen ein unbequemer Mahner gewesen in der

36

Überzeugung: „Nichts als die Höllenfahrt der Selbst­erkenntnis bahnt uns diesen Weg zur Vergötterung.“ Der Mensch scheut diesen Weg in die Tiefe, und doch kann er ihm nicht erspart bleiben.

Es ist verwunderlich, wieviel Zuneigung, ja inner­ste Verbundenheit Hamann sich tro§ dieser geraden Haltung immer wieder erworben hat. Selbst zu solchen, die sachlich seine Gegner waren, wurde das freund­schaftliche Band nicht durchschnitten. Wir haben schon gemerkt, wieviel ihn von seinem großen Landsmann, dem Philosophen Immanuel Kant, trennte. Offenherzig und gerade haben die beiden sich gesagt, was sie widereinander auf dem Herzen hatten. Doch hat es nie ein ernsthaftes Zerwürfnis zwischen ihnen gegeben.

So gilt es aber auch von den anderen Geistesgrößen der Zeit. Es war ja keiner unter ihnen, der Hamanns Glauben geteilt hätte. Aber es waren wenige, die nicht willig auf ihn gehört und mit Ehrfurcht zu ihm auf­geschaut hätten. Goethe, der für alles wahrhaft Große und Bedeutungsvolle ein feines Organ hatte, wollte in Hamann den „Ältervater“ der Nation erblicken.

Als Hamann 1762 nahe Verwandte in Elbing be­suchte, begegnete er zum ersten Male dem 18jährigen jungen Herder, der im nahen Mohrungen 1744 das Licht der Welt erblickte. Bald kam der Lehrerssohn nach Königsberg, um sein Augenübel kurieren zu lassen. Dabei trat er mit dem Stadtchirurgen, Hamanns Vater, in Verbindung. Vor allem aber gewann er, während er nun in Königsberg sein Studium begann, die Freund­schaft des Sohnes, dem die Gabe, Freundschaft zu halten, in besonderem Maße verliehen war. Das Band ist fest geblieben durch all die Jahre, die den Freund über Riga und Bückeburg nach Weimar führ­ten. Ein aufschlußreicher Briefwechsel wurde ge­

37

führt, in welchem alle Ereignisse des persönlichen Lebens, aber auch die Fragen des geistigen Ringens sich widerspiegelten. Hamann las die Schriften Herders mit wachsender Zustimmung, da sie aus der Welt des kalten Verstandes ins wirkliche Leben führten und neues Verständnis für die Gegebenheiten der Ge­schichte, für das Werden und Wachsen in der Natur zeigten. Freilich war auch hier ein fühlbarer innerer Abstand. Denn schließlich blieb Herder doch dem gottentfremdeten Denken seiner Zeit verhaftet. Der Mensch blieb auch für ihn Ausgang und Mittelpunkt. Hamann aber führte über den Menschen hinaus zum Urgrund alles Seins. Darum stand er auch Herder gegenüber so da, daß er mit ihm halten mußte gegen seine Feinde, aber wider ihn stehen mußte mit seinen Freunden.

Harte Dienstjahre

Hamann ist schließlich doch ein einsamer Mann ge­blieben. Und der Weg, den er gehen mußte, war ein Weg in großer Verborgenheit.

Mit dem Jahre 1763, in dem der Siebenjährige Krieg zu Ende ging, nahm sein Leben eine unerwartete Wen­dung. Seit seiner mißglückten Londoner Reise hatte er es nicht mehr gewagt, in ein öffentliches Amt zu tre­ten. Er hoffte, wenn sein Vater einst nicht mehr sein würde, beim Bruder ein Unterkommen zu finden. Als dieser aber, nachdem er unter dem Einfluß der Rigaer Freunde innerlich längst von ihm abgerückt war, des Berufes müde wurde und wegen geistiger Störungen nach Hause zurückgeholt werden mußte, um ebenfalls dem Vater zur Last zu fallen, sah sich Hamann vor

38

die Notwendigkeit gestellt, selber für seinen Lebens­unterhalt zu sorgen. Da er, im 33. Lebensjahre ste­hend, über keinerlei praktische Ausbildung verfügte und durch einen Sprachfehler behindert war, blieb ihm kein anderer Weg, als daß er als Volontär in die Schreibstube des Kneiphoffschen Rathauses seiner Va­terstadt einzog, um sich dann als Kanzlist der König­lich Preußischen Kriegs- und Domänenkammer an­stellen zu lassen. Wie sauer es ihm geworden ist, „auf zwei Kanzleien einen Monat und 6 Monate umsonst gedient zu haben und dabei nicht einmal zu dem be­scheidenen Glück, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Torschreiber zu werden, gelangt zu sein“, davon weiß er viel später noch zu sagen.

So war er froh, als zunehmende Beschwerden des Vaters ihn nötigten, die Stellung aufzugeben. Freunde suchten zu helfen. Friedrich Karl v. Moser, Regie­rungspräsident in Hessen-Darmstadt, hatte Hamanns Schriften gelesen und bot ihm die Stelle eines Erzie­hers am herzoglichen Hofe an. Im Juni 1764 reiste der Magus, wie Moser ihn nannte, über Lübeck, Braun­schweig und Kassel nach Frankfurt, kehrte aber, da sich der Gönner auf einer Auslandsreise befand, un­verrichteter Dinge nach Königsberg zurück. Eine eigenartige Unruhe hatte ihm den Weg in eine bessere Zukunft verbaut. Bald nach der Rückkehr aus dem Süden brach er nach Kurland auf in der Hoffnung, bei einem befreundeten Rechtsanwalt in Mitau Arbeit zu finden. Doch verlief auch diese Reise ergebnislos. Wäh­rend seiner Abwesenheit starb der Vater, und als er nach anderthalb Jahren, im Januar 1767, nach Königs­berg zurückkehrte, fiel ihm die Aufgabe zu, den Nach­laß zu ordnen und sich des hilflosen, verlassenen Bru­ders anzunehmen. Dabei stand er selber vor dem

39

Nichts und mußte froh sein, daß ihm auf Fürsprache hin — vor allem Kant setjte sich für ihn ein — die Stelle eines Übersetjers bei der Königsberger Zoll­verwaltung geboten wurde.

Damit begann im Leben Hamanns der schwere Weg, den er fast zwanzig Jahre zu gehen hatte: In das harte Joch einer ihm innerlich fremden, freudlosen Berufsarbeit gespannt, hat er sich schinden und ab­plagen müssen, um notdürftig seinen Unterhalt zu haben. Verdankte er seine Anstellung bei der Zoll­verwaltung dem Umstand, daß er im Französischen besonders gut zu Hause war, so wurde ihm bald deut­lich, welchem System er sich damit verschrieben hatte. Der König, dessen Franzosenfreundlichkeit bekannt ist, hatte, um die durch die langen Kriege leer gewordenen Staatskassen wieder aufzufüllen, zur Führung des Finanzwesens ein Heer von französischen Beamten ins Land gerufen, da er sie für besonders befähigt hielt. Sie verstanden es gut, das von ihnen verachtete deut­sche Volk zu berauben und auszusaugen, und während sie sich selbst bereicherten, ließen sie ihre preußischen Angestellten um einen Hungerlohn arbeiten. Als Ha­mann nach fünfjähriger Dienstzeit um eine Aufbes­serung seines geringen Einkommens von jährlich 300 Talern einkam, wurde statt dessen sein Lohn noch ge­kürzt. Und als er dem König Aufklärung schuldig zu sein glaubte und freimütig die „Verlorenen Briefe eines nordischen Wilden“ schrieb, wurden diese Briefe dem Monarchen einfach vorenthalten, so daß der be­drängte Schreiber auch dadurch keine Hilfe erfuhr.

Dabei befand er sich wirklich in größter Verlegen­heit. Er hatte ja keineswegs nur für sich zu sorgen. Seit der Vater die Augen geschlossen, fühlte er sich verpflichtet, für den Bruder, der immer mehr in seinem

40

Stumpfsinn versank und ihm, bis er im Sommer 1778 sein trauriges Erdendasein endete, viel Not bereitet hat, zu sorgen, obwohl die Verwandten das nidit zu­lassen wollten. Neben dem Bruder aber hinterließ ihm der Verstorbene seine treue Pflegerin, die dem Alten bis in seine letjten Lebenstage soviel Liebe und Ge­duld bewiesen hatte, daß er sie in gleicher Weise wie seine Kinder am Erbe beteiligte.

Hamann hatte, während er drei Jahre zu Hause weilte, sich zu dem urwüchsigen, gesunden Bauern­mädchen in eigenartiger Weise hingezogen gefühlt, obwohl sie keineswegs in der Lage war, seine Liebe zu erwidern. Völlig unkultiviert, selbst des Lesens und Schreibens unkundig, konnte sie ihm keine ebenbürtige Partnerin sein. Dennoch scheint seine Leidenschaft für sie zeitweise so stark gewesen zu sein, daß er ihre Nähe floh. Seine Briefe deuten an, daß seine Reisen nach Frankfurt und Mitau auch hiermit Zusammen­hängen. So schreibt er wohl im Hinblick auf diese Zu­stände 1774 an Moser: „Eine der seltsamsten Leiden­schaften, die sich aus einer Hölle auf Erden für mich in einen irdischen Himmel verwandelt, trieb mich von meiner fruchtlosen Wallfahrt zu einer noch frucht­loseren nach Kurland, und ich war im Begriff, dem wirksamen und bei mir vorzüglichen Grundgesetje der Selbsterhaltung alles aufzuopfern.“

Es gelang ihm nicht, seiner Triebe Herr zu werden. Als ihn des Vaters Tod nach Königsberg zurückrief und er sich anschickte, sein eigenes Hauswesen zu be­gründen, bat er Regina, bei ihm zu bleiben, und ver­sprach, mit ihr in ehelicher Gemeinschaft zu leben. Aber das ist nun der eigenartig dunkle Punkt in seinem Leben, daß er sich zu ihr, die die Mutter seiner vier

41

Kinder wurde, nicht öffentlich zu bekennen wagte, in­dem er sie sich kirchlich antrauen ließ. Niemand hat dieses Verhalten bisher befriedigend erklären können. Hamann gibt in seinen Briefen völlig ungenügende Hinweise. Er empfand selbst das Fragwürdige und Anstößige des Verhältnisses und suchte es doch zu rechtfertigen, indem er meinte, daß es sich höchstens um einen Verstoß gegen menschliche Ordnung und bürgerliche Sitte handele, keineswegs aber um eine Übertretung göttlicher Gebote. Er hält seine „Ge­wissens-Ehe“, „oder wie man meinen Fuß zu leben nennen will“, in Preußen sogar für gesetjmäßig, ob­wohl „doch selbige gewissen Leuten anstößig zu sein scheint, als Hurerei und Ehebruch“. Hamann war nicht gewillt, sich dem Urteil dieser Leute zu beugen. Was die Beweggründe angeht, so gibt er an, daß er nicht aus Stolz diesen Weg gehe, sondern weil er die Über­zeugung habe, daß er, würde er sie zu seiner Ehefrau machen, dadurch ihrer eigenen Glückseligkeit und viel­leicht dem Glück ihrer Kinder nachteilig sein könnte. Wir können uns das nicht recht vorstellen, möchten vielmehr meinen, Hamann sei es seinen Kindern und ihrer Mutter einfach schuldig gewesen, sie zur vollen Ehre einer ihm angetrauten Lebensgefährtin zu er­heben. Er selbst hat hier offenbar anders empfunden. Die Wahrhaftigkeit und die Liebe verboten ihm, der andern eine Rolle zuzumuten, die sie niemals führen konnte. Lieber trug er die Schmach dieses in den Augen der Zeitgenossen illegitimen Verhältnisses, das ihn selbst wie auch seine treue „Hausmutter“ in Glück und Zufriedenheit leben ließ und ihn nicht hinderte, sie trot; ihrer großen Unfähigkeit und all ihres Versagens zu achten, auch die Kinder zur Ehrfurcht zu erziehen. Vor allem hat er mit den Seinen die Gemeinschaft vor

42

dem Angesichte Gottes gesucht, täglich Hausandacht mit ihnen gehalten, Sonntags- und Wochentagsgottes­dienste, Beichte und Abendmahl mit ihnen besucht.

Soviel ist aber deutlich geworden: Es lagen tiefe Schatten über seinem Leben. Neben der Last der in­nerlich fremden Berufsarbeit und der täglichen drük- kenden Nahrungssorge die Not eines ihn einsam las­senden Familienlebens, einer Ehe, die im lebten Grunde keine Ehe war. Hamann hat an allen diesen Nöten hart getragen und oft darunter geseufzt. „Ich lebe den ganzen Tag wie im Pfluge“, so schreibt er schon 1767 an Herder und spricht dann von einem schweren Be­rufe, von allerlei Nebenarbeiten, von mühseligen Auktionstagen, von Posttagen, auch von der Verlegen­heit, „Stuben zu finden“. „Das sind andere Fragen, liebster Herder, als Ihre“, so schließt er.

Im Sommer 1768 konnte Hamann aus der väter­lichen Wohnung in eine neue Häuslichkeit ziehen: „vier artige Stuben“ und „einen geräumigen Garten“ hatte er von dem Tribunalrat von Bondeli, „einem sehr würdigen Greise, gegen den ich eine kindliche Liebe habe“, gemietet. Mit seinem alten Freunde Lind- ner und einem Arbeitskollegen feierte er in der neuen Wohnung seinen 38. Geburtstag. Drei Tage später er­litt der Bruder, der sich in der neuen Umgebung nicht zurechtfand, in Hamanns Abwesenheit einen schlim­men Anfall, der le^teren bewog, einen Wärter für den Kranken zu bestellen. Seine Unterbringung im Hospi­tal wurde in Erwägung gezogen, doch scheint sich der Zustand wieder gebessert zu haben.

Am 27. September 1769 wurde der älteste und ein­zige Sohn, Johann Michael, geboren. Im nächsten Jahr kaufte Hamann für 2000 Taler ein eigenes Haus, das

43

nahe seiner Dienststelle am Pregel lag und ihm die weiten Wege zur Zollverwaltung, die er zwei Jahre lang viermal täglich zurücklegen mußte, abnahm. Neue Hoffnung keimte in dem fast Verzweifelnden auf. Eben noch hatte er über sein Los geklagt: er sei nun im vierten Jahr schon bei der Provinzial-Accise- und Zolldirektion als Sekretärtraducteur (Überse^er) tätig; den ganzen Tag sei er so mit Arbeit besetjt, daß er für seine Augen und seine Gesundheit fürchten müsse. Wenn er abends nach Hause komme, wisse er nichts mehr anzufangen, indessen in seinem Busen immer noch die „Erbsünde der Lesesucht“ wohne und „einer gewissen unbestimmten Lüsternheit nach Dingen, die nicht der Mühe wert oder die über meinem gegenwär­tigen Horizont sind“.

Die schwere Berufsarbeit ließ in diesen Jahren seine literarische Produktion fast ganz aufhören; selbst der briefliche Austausch mit den Freunden, ohne den Ha­mann fast nicht leben konnte, mußte beinahe einge­stellt werden. Aber Hamann hoffte, in dem neuen Hause „etwas mehr Ruhe und Stetigkeit“ zu finden. Ja, er fährt fort: „Ich schmeichle mir noch immer, da schon so viele meiner Ahnungen eingetroffen, noch einen Sabbat in meinem Alter zu erleben, der mich wieder verjüngen wird . . .“

Es sollte freilich noch manches Jahr vergehen, bis solche Erwartungen sich erfüllten. Noch manches Jahr hat Hamann unter seiner schweren Last gehen müs­sen. Wir hörten bereits, daß seine Bitte um Gehalts­aufbesserung nicht beantwortet, im Gegenteil das Ein­kommen von 30 auf 25 Taler herabgese^t wurde. Hart drückten ihn die Schulden, die er durch den Hauskauf auf sich geladen. Zu den wirtschaftlichen

44

Nöten aber trat mehr und mehr ein körperliches, hämorrhoidalisches Leiden, das ihm die Tage zur Qual werden ließ und oft alle produktive Tätigkeit unmöglich machte. So schreibt er 1774 an Herder: „Mein Plan ist gewesen, diesen Sommer nicht die Feder anzusetjen und mit meinem Hänschen alle müßi­gen Stunden im Spazierengehen zu verbringen. Meine Gesundheit und besonders mein Kopf scheint mir durch ein verdicktes Blut schwer zu leiden. Ich lebe wie in der Wüste. Aller Umgang ist mir unausstehlich . .

Am Ende des Jahres teilt er mit, daß er seine Schulden zwar bis auf eine Kleinigkeit bezahlt habe, trotjdem aber so tief in Sorgen stecke, daß er sich nur dadurch zu retten wisse, daß er zu dem „Laienbruder-1 (Moser) seine Zuflucht nehme. — So groß wurde die Not, daß Hamann seinen liebsten Besitj, seine Bücher, zu verkaufen beschloß. Gut, daß er seinem Freunde Herder vorher davon Mitteilung machte. Er schickte ihm eine Summe Geldes und schrieb dazu: „Ihre Bü­cher müssen, sollen und dürfen Sie nicht verkaufen; denn sie sind die Freunde Ihrer Jugend.“ So wurde die Bibliothek gerettet, ein sorgenvolles Gemüt aber erfreut durch „ein angenehmes Opfer der Freund­schaft und Liebe“ und zu neuem Vertrauen angespornt.

Das Jahr 1777 schien eine Erleichterung zu bringen. Der plötjliche Tod des bisherigen Königsberger Pack­hofverwalters brachte Hamann wider Erwarten auf den Posten, den er sich insgeheim längst gewünscht hatte. Ein herzliches Dankschreiben ging an den Ber­liner Freund, dessen Vermittlung ihm behilflich ge­wesen. „Mein gegenwärtiger Posten“, so schrieb er, „ist und bleibt das Non-plus-ultra und Ihnen aller Dank aufgehoben, und mit Gottes gnädiger Hilfe sol­

45

len Sie, bester Landsmann, noch ebensoviel Ehre und Genugtuung von Ihrer Vermittlung haben, als ich mir Ruhe und Zufriedenheit auf meine alten Tage von meinem lieblich gefallenen Lose verspreche. Der küm­merliche und wunderlich mühselige Anfang ist mir Bürge eines gründlichen und glücklichen Fortgangs.“

Trotj dieser großen Freude war das Glück nicht über­mäßig. Es hatte eine scharfe Auseinanderse^ung ge­geben mit der Behörde, die ihm, da der neue Dienst kein anstrengender war und Zeit und Kraft kaum aus­füllte, zumutete, daß er auch die bisherigen Pflichten beibehalte. „Es fielen Bitterkeiten und Drohungen von einem Teil vor und entschlossene Erklärung von meiner Seite. Dies war die le^te Ölung meines zehnjährigen Galeerendienstes.“ Ein heftiger Fieberanfall, der ihn drei Wochen aufs Krankenlager warf, war die Folge dieses Zusammenstoßes.

Am Schluß des schon erwähnten Dankschreibens an den Kapellmeister Reichert vom 23. November 1777 ist von höchst unerquicklichen Widerwärtigkeiten die Rede, die ihm die Witwe seines Vorgängers und dessen son­stige Angehörige bereiteten. Mit ganz ungerechtfertig­ten Forderungen wurde der arme Mann bedrängt; und obwohl er zu großem Entgegenkommen bereit war, kam die Sache schließlich zur Anzeige. Dabei hatten seine wirtschaftlichen Verhältnisse sich kaum wesent­lich günstiger gestaltet. Das Einkommen war nicht ge­stiegen, nur daß Wohnung und Garten jetjt frei waren und der Anteil aus den sogenannten Fooi-Geldern eine Nebeneinnahme von rund 1000 Talern versprach. Bald wurden ihm auch diese Einkünfte genommen. Miß­geschick und Ungeschick in diesen äußeren Dingen traten auch darin zutage, daß er das mühselig erwor­

46

bene und instand gesetjte Häuschen am alten Graben mit beträchtlichen Verlusten wieder verkaufte. Ihm fehlte die überlegene Ruhe, die ein erfolgreiches Han­deln allein hätte ermöglichen können.

So blieb er auch in der neuen Stellung in gedrück­ten Verhältnissen, und wenn er, wie wir hörten, das widerfahrene Glück mit den höchsten Worten pries, wenn er den Posten als das Ziel seiner Wünsche, als den lebten Hafen seines Lebens und als seine letjte zeitliche Bestimmung hinstellte, so stehen andere Äußerungen daneben, die über seine verzweifelte äußere und innere Lage beweglich Klage führen. So schrieb er bereits am 13. Oktober 1777 an Herder: „Sie können sich meine Gemütslage kaum denken. Ich bin nicht imstande, das Geringste zu schreiben . . . Nun bin ich tiefer als jemals in Untätigkeit versunken, die ich nicht zu überwinden imstande bin. Bei diesem aufsaugenden feigen Gram ist an keine Autorschaft zu denken . . . Amts- und Haussorgen und mein Leiden im Unterleib erlauben mir nicht einen Augenblick, mich zu sammeln und zu besinnen . . .“

Wie ein unfruchtbarer Boden kommt er sich vor, „auf dem mein Herz und Sinn schmachtet nach Er­quickungszeiten, die ich ungeachtet mancher Ahnung kaum erleben werde . . . Sie werden das Chaos mei­nes Gemüts aus meinem Schreiben ersehen. Bis auf Feder und Tinte ist mir alles zuwider und vermehrt meine Unlust, selbst den kleinsten Übeln abzuhelfen. Also ist in diesem Jahr wohl an keine Autorschaft zu denken.“

Wir fügen hinzu, was Hamann Anfang des Jahres 1778 Johann Kaspar Lavater, seinem neuen Freunde aus der Schweiz, geschrieben hat. „Sie beten um Mut“, so heißt es in dem Schreiben, „nicht unter

47

der Last der Geschäfte zu versinken, — und mir ver­geht aller Mut unter der Last langer Weile ... Es ist ungefähr ein Jahr, daß ich den einzigen Dienst im Lande, den ich mir gewünscht, auf eine sehr eindrüdc- liche und recht ausgesuchte Art erhalten; aber seitdem bin ich von dem Genüsse meines Glückes mehr als jemals entfernt gewesen. So geht es den Juden, die Josua zur Ruhe brachte, ohne zu wissen, daß noch eine Ruhe vorhanden ist dem Volke Gottes.“

Noch einen Notschrei wollen wir hören. Am 13. Juli 1778 schrieb Hamann an Herder: „Ungeachtet aller meiner Talente in Essen, Trinken, Schlafen wird mir mein Leben zur Last, und ich bin gepresst wie eine Kelter. Ich muß von 7 Uhr des Morgens bis 6 Uhr des Abends auf meinem Posten Schildwache halten, ohne Arbeit als ein leidiges Lesen, wodurch ich mich zu betäuben suche.“

Am 25. November teilt er mit, daß sein armer, un­glücklicher Bruder am 25. August gestorben sei, daß aber die siebente Stelle in seiner kleinen Haushal­tung vor acht Tagen durch eine kleine Tochter wieder beseht sei. Es war das vierte Kind, das ihm damit von seiner treuen „Hausmutter“ geboren wurde. Er war ein reicher Vater geworden, und er wußte solchen Reichtum zu schälen. „Vater sein ist die höchste Autor­schaft und ein ebenso großes Geheimnis, — ja die beste Schule der beiden höchsten äußersten Tugenden, Demut und Sanftmut.“ So schreibt er bereits 1774 an Herder. Ein andermal heißt es: „Was für eine Welt von Empfindungen und Begriffen liegt in dem Geheimnisse der Vaterschaft!“ Und als er dem Freunde zu seinem Erstgeborenen gratulieren konnte, äußerte er: „Ist jemand, der die Vaterfreuden kennt, so ist es Ihr Freund. Aber mit welcher Furcht und Zittern

48

ich selbige genieße, weiß niemand wie Er. Wie un­möglich ist es bei diesem süßen Weine, mäßig zu sein!“

Ja, er wußte um die Verantwortung, die er für seine Kinder zu tragen hatte. Er wußte aber auch da­von, wie sehr der, der solche Lasten auf einen Men­schen legt, mit Freude und getrostem Mut ausrüsten kann. „Gott hat mir“, so lesen wir 1776 in einem Briefe, „eine kleine baufällige Hütte und drei ge­sunde Kinder gegeben, die mir den Kopf bisweilen recht warm machen, aber zugleich meine größte Freude und Wonne sind, und denen nichts als Vater und Mutter zur Erziehung fehlt. Nun, es wird alles zu seiner Zeit kommen. Der Leben und Gesundheit gibt, wird es auch an der Hülle und Fülle nicht mangeln lassen — und an dem übrigen dieses eitlen Lebens unter der Sonne.“

Wie hätte er, der sich „von Gram, Unruhe, Ver­druß und Sorgen ausgemergelt“ vorkam, fertig wer­den sollen ohne dieses Vertrauen! Die Erziehung der Kinder machte ihm viel Not. Die Frage, was mit dem Jungen, mit dem ihm „alles krebsgängig“ zu gehen schien, werden sollte, trieb ihn um. „Dies ist mein größ­ter Kummer“, schrieb er Herder, „der mir Angst und graue Haare macht, daß ich nichts für seine Er­ziehung tun und ebensowenig daran wenden kann . . . In diesem Stück habe ich zu wenig Beihilfe von meiner ehrlichen Hausmutter, kann aber nicht mehr als den guten Willen von ihr fordern. Ach, liebster Gevatter in spe, über häusliche Freuden geht nichts! Hierin be­steht der einzige Himmel auf Erden; aber häusliche Leiden sind auch die wahre Hölle selbst für Patriar­chen und Davide gewesen. Gottes Geist und des Men­schen Sohn sind hier die einzigen Schulmeister.“

Während der Vater den Knaben selbst unterrichtete

4 Hamann

49

und das begabte Kind nach der ihm eigenen Methode so zu fördern verstand, daß er mit dem Elfjährigen bereits griechische Philosophen und das Neue Testa­ment in der Ursprache las, wuchsen die Töchter zu seinem Schmerz „ohne feinere Sitte, Kultur und Kennt­nisse auf“ und konnten von der Mutter nicht einmal im Nähen unterrichtet werden. 1785 gelang es, die Älteste in ein Pensionat zu bringen.

Schließlich hat auch er in seinem unruhe- und kum­mervollen Dasein erfahren dürfen, daß die Hilfe im­mer zur rechten Zeit da war. Er hat dieser Erfahrung seines Lebens im Jahre 1784 einmal beredten Aus­druck gegeben: „Der das Leben gibt, wird auch alles, was dazu gehört, uns schenken, und Ernte wird erfol­gen zu seiner Zeit, wenngleich die Sichel ebenso müde macht und zuweilen mehr Schweiß auspresst als der Pflug. Gott wird für Kelter und Tenne sorgen, den Mühseligen erquicken.“

Da er von solcher Zuversicht sein Leben lang gehal­ten und getragen wurde, ist er schließlich doch der Last nicht erlegen, sondern ist darunter „als ein Pal­menbaum getrieben“. Die reifsten Früchte, die ihm unter solchem Druck geschenkt wurden, müssen wir nun noch kennenlernen.

Im Kampf mit der neuen Weltanschauung

Trotj Kummer und Gram hat seine Feder auch in den schwersten Jahren nicht ganz geruht. Mochten Sorgen ihn bedrängen, Mühsal des Amtes und Be­schwernis des Alters ihm die Tage vergällen, immer wieder hat er sich aufgerafft zu wuchtigen Schlägen gegen eine Weltanschauung, die auf allen Kanzeln

50

und Kathedern verkündigt, in allen Schulen gelehrt und in allen Büchern gepriesen wurde. Worum handelt es sich eigentlich bei dem, was man „Aufklärung“ nannte? Hamann ist sich darüber nicht im unklaren gewesen. „Unser Zeitalter“, so sagt er, „ist das eigent­liche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß.“ Er meint dann zwar: „Religionen durch ihre Heiligkeit und Gesetjgebung, durch ihre Majestät, wol­len sich gemeiniglich derselben entziehen.“ „Aber“, so fährt er fort, „alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, welche die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können.“

Es ist also im Denken der Menschen ein grundle­gender Wandel eingetreten. Der Maßstab, an dem alle Dinge gemessen, der Höchstwert, nach dem sie bewertet werden, ist ein anderer geworden. An die Stelle Gottes und der göttlichen Offenbarung ist die menschliche Vernunft getreten. Was man Aufklärung nennt, ist nichts anderes als Auflehnung des Menschen­geistes, als Emanzipation, Loslösung des sich „mün­dig“ dünkenden Menschen aus der Bindung an Gottes Gebot und Verheißung. So hatte es der Philosoph Kant klar und treffend ausgesprochen, Aufklärung sei der Ausgang des Menschen aus einer selbstverschul­deten Vormundschaft, wobei es für Hamann klar war, daß damit nur der Ausgang menschlichen Lebens und Denkens aus der Abhängigkeit von Gott und Gottes Wort gemeint sein konnte.

In der Anerkennung dieses höchsten, entscheidenden Grundsa^es bestand zwischen den mancherlei Gei­stern, mochten sie sonst auch verschiedene Wege gehen, eine merkwürdige Einmütigkeit. Sie beugten

4\*

51

sich willig derii Geiste der Zeit; sie erkannten die Vernunft als letjte Größe an. Die neue Weltanschau­ung war zu einer neuen Religion geworden. Hamann spricht geradezu von der Religion des Unglau­bens: „Der Unglaube ist die älteste, stärkste und neben dem Aberglauben die einzige natürliche Reli­gion.“ Er weiß, daß diese Religion, die mit lauten Worten Freiheit, Brüderlichkeit und Toleranz ver­kündigt, unduldsamer sein kann als das Papsttum und die Römische Kirche, und er ist nicht müde geworden, vor diesem „metaphysisch-moralischen Despotismus“ zu warnen, „der seinen Si§ an eben dem Orte hat, wo man soviel Zetergeschrei über das Papsttum erhebt“. Er denkt an Berlin, damals die Hochburg der Aufklä­rung.

Die eigentliche Stärke der neuen Weltanschauung gründete in der Tat darin, daß sie die „echte, allge­mein seiende Religion“ zu sein behauptete, und daß sie es als ihre Aufgabe hinstcllte, das Christentum von der ihm durch die geschichtliche Offenbarung ge­gebenen Grundlage zu lösen und auf allgemeine reli­giöse und moralische Grundsätje zurückzuführen. Was sich nicht vor der gesunden Menschenvernunft aus- weisen kann, wird als jüdischer oder heidnischer Rest­bestand, als Theologenfündlein und Erzeugnis des fin­steren Mittelalters verworfen und abgetan. So will man das Werk der Reformation, das Luther angefan­gen, vollenden; es geht um die Freiheit nicht allein von menschlicher Überlieferung, sondern auch von der Bindung an die Schrift und das aus der Schrift ge­schöpfte Bekenntnis. Man merkt nicht, daß diese „Frei­heit“ gerade zur Menschenknechtschaft wird, eben zu jenem Despotismus, von dem schon die Rede war.

52

Hamann hat sich nicht irreführen lassen. Fast ganz einsam führte er den Kampf, richtete über den Wo­gen des Unglaubens das Zeichen und Zeugnis ewiger Wahrheit auf, das heute noch steht. Hamann lebt als Zeuge der Wahrheit, während die aufklärerischen Geister seiner Zeit uns kaum noch etwas bedeuten. Schonungslos hat er den Gegensatz aufgedeckt: Chri­stentum und Weltanschauung, Evangelium und Men- schensatjung, Offenbarung und Vernunft sind wider­einander wie Feuer und Wasser. Der Zeitgeist ist dem Geiste Jesu Christi zuwider und verfolgt den lebendigen Gotteshauch, der da weht, wo er will, und sich seinen Gesehen nicht fügt; der Zeitgeist haßt das Leben, das aus Gott ist, weil er darüber nicht Herr sein kann.

Da war ein Sprach- und Schriftverbesserer, der Ex­rektor und Wolfianer Tobias Damm, Moses Mendels­sohns Lehrer im Griechischen. Der gesunde Menschen­verstand hatte ihm eingegeben, daß das kleine h doch eigentlich ein ganz unnütjer und überflüssiger Buch­stabe im Alphabet sei, da er nie mitgesprochen und wohl nur aus alter Gewohnheit zwischen zwei andere Schriftzeichen geschoben werde. Der Sprachverbesserer wollte das h aus der Orthographie entfernen, wie er gleich vielen anderen Aufklärern seiner Zeit in der christlichen Religion den Geist des Lebens bekämpfte. Ihm schien es, daß das zusammengehöre: Rechtschrei­bung allein nach Aussprache und Gehör, Glaube und Bekenntnis allein nach der Vernunft. Hamann mußte ihm widerstehen, im einen wie im andern Fall. Er fühlte sich bewogen, eine „Apologie“, eine Ver­teidigung des Buchstabens h zu schreiben, weil er be­fürchtete, daß mit seiner Beseitigung auch der leben­dige Gotteshauch des ewigen Wortes unterdrückt und

53

beseitigt werden sollte. Wie man aber Schrift und Sprache verstümmeln würde, wollte man das kleine h entfernen, so wäre der Glaube nichts ohne den leben­digen Hauch aus Gott.

Der Oberhofprediger Stark war ein Aufklärer vom reinsten Wasser. Er glaubte sich durch seine aufklä­rerischen Gedanken in den Stand gesetjt, das Chri­stentum zu reinigen von allem, was ihm vom Juden­tum und Heidentum noch anhafte. Hamann weist in den „Hierophantischen Briefen“ nach, was noch übrigbleibt bei solcher Kritik: ein „materielles Nichts und ein geistiges Etwas“, ein saft- und kraft­loses Gebilde, von dem keine Wirkung ausgeht, und von dem kein Mensch leben kann. Umgekehrt aber: Erweist nicht das von der Weltanschauung verlästerte Evangelium fort und fort seine Wahrheit darin, daß eine Kraft von ihm ausgeht, die schwache Menschen unter schwerstem Druck „als einen Palmbaum“ trei­ben läßt, wie Hamann es erfahren? Hat nicht das als Sekte verschriene Christentum ein Reich in der Welt angerichtet von einer solchen Ausbreitung und Dauer­haftigkeit, daß keine irdische Monarchie oder Re­publik sich mit ihm messen kann? Ist nicht das „Märchen des Himmelreichs“, mag es „in Verglei­chung aller übrigen Universalmonardiiert und ihrer pragmatischen Geschichte ein kleines Senfkorn sein“, der Same, der die ganze Welt durchdringt, wogegen alle Gebilde der Weltanschauung nicht mehr als eine „Modeseuche“ darstellen?

Aber freilich, das merken die aufklärerischen Geister nicht. Denn der Geist, der die Schrift durchwaltet, ist ihnen fremd. Ohne ihn aber kann man dieses Buch nicht verstehen. „Wenn also unsere Religionsbücher auf den Vorzug einer allerhöchsten Eingebung An-

54

Spruch machen, so fordern sie, mit und im Geiste des­jenigen anbetungswürdigen und uns verborgenen We­sens gelesen zu werden, der sich als den Schöpfer Himmels und der Erden erklärt.“ Ja, sie „fordern schlechterdings, in und mit dem Geiste desjenigen Theisten gelesen zu werden, der als ihr König eines schmählichen, freiwilligen und verdienstlichen Todes starb und die fröhliche Botschaft seiner Auferstehung und Erlösung und Wiederkunft zum Weltgerichte vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, vom Süd- bis zum Nordpol hat verkündigen und erschal­len lassen“.

Die „Sophisten“ wissen nichts vom Geist der Offen­barung und verstehen die Sprache Gottes nicht. Als 1774 in Herders „Ältester Urkunde des Menschenge­schlechts“ ein Buch erschien, in dem ein frischer Le­bensodem wehte, und an dem Hamann seine helle Freude hatte, da er die eigenen Grundsätje der Schrift­auslegung hier wirksam werden sah, erhielt er von dem Philosophen Kant zwei Briefe, die ihm zeigten, wie wenig auch dieser imstande war, das Zeugnis des neuen Lebens, das ihm hier entgegentrat, zu verstehen und aufzunehmen. Was Kant vom Evangelium wußte und verstand, suchte er in ein System, in eine Lehre, ein Gesetj zu fassen, und es erschien ihm unmög­lich, eine Religion auf ein Buch, zu gründen, das Zeug­nis gibt von geschichtlichen Tatsachen und Ereignissen, von dem also, was Gott ein für allemal für die Menschheit getan hat. Er stimmte dem von Lessing formulierten Satje zu, nach dem „zufällige Geschichts­wahrheiten nie der Beweis allgemeiner Vernunftwahr­heiten sein können“.

Hamann war ganz anderer Meinung. Er hatte er­kannt, daß Gott zum Verdruß aller Philosophen und

55

Religionswissenschaftler in seiner Offenbarung andere Wege geht, als sie meinen erwarten zu müssen. Das hat er bereits 1762 in einer seiner feinsten und tief­sinnigsten Schriften, der „Aesthetica in nuce“ in unübertrefflicher Weise zum Ausdruck gebracht. Hatte der Göttinger Theologe Johann David Michaelis in seinen Kommentaren zum Alten Testament Kritik geübt an der unphilosophischen, bilderreichen, sinnlich­konkreten Sprache der Heiligen Schrift und eine Be­seitigung derjenigen Bestandteile gefordert, die nach seiner Meinung Gottes nicht würdig seien, so zeigt Hamann, daß Gott gerade so zu den Menschen reden muß, um gehört und verstanden zu werden. Er nennt Gott den Herrn den großen Poeten vom Anfang der Tage, der uns seine Gedanken im großen Bilderbuch der Schöpfung und der Geschichte anschaulich vor Augen stellt. Alle seine Werke sind ein Preis und eine Verkündigung seiner Herrlichkeit und fordern uns auf, ihn zu fürchten und ihm die Ehre zu geben. Weil es um diese Entscheidung geht und nicht darum, daß wir richtige Gedanken und Ansichten von Gott ge­winnen, weil es um den ganzen Menschen geht und nicht nur um seinen Verstand, darum redet Gott so zu uns und nicht anders. Der Mensch ist mehr als ein nur geistiges Wesen; er hat, so kann Hamann sagen, „Sinne und Leidenschaften“. Dementsprechend teilt sich Gott dem Menschen mit. Er begegnet ihm konkret, sinnenhaft, in leiblicher Gestalt, nie abstrakt-gedank­lich. „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder“, so ruft Hamann aus. Und ein an­dermal heißt es: „Gesetj und Propheten gehen auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften, auf Liebe.“

Mit dieser Auffassung aber lehnt Hamann alle ein-

56

seitige, öde Verstandeskultur ab. Er hält es für die philosophische Ursünde, daß die Vernunft scheidet, was Gott zusammengefügt hat, und daß sie zusam­menfügt, was getrennt sein soll. Man kann nicht eine Seite des menschlichen Wesens von seinem Gesamtsein ablösen und über alle anderen Gaben und Kräfte stellen. In solcher falschen Ablösung des Verstandes vom Leben überhaupt, in der Überbewertung der Denkkraft und der Verachtung des Sinnlichen sieht der Magus den Irrweg seiner Zeit begründet.

Absage an Kant

Von daher versuchen wir nun noch die letzten Äu­ßerungen Hamanns zu verstehen, die ihn in der Ab­wehr des fremden Geistes und im Eintreten für die Wahrheit des Evangeliums auf den Höhepunkt führ­ten. Dabei ging es einmal um eine Entgegnung auf Kants Erstlingsschrift, seine 1781 veröffentlichte „Kri­tik der reinen Vernunft“, das Buch, das den Königs­berger Philosophen berühmt gemacht und einen unge­heuren Einfluß ausgeübt hat. Hamann hatte von vorn­herein seine eigene Meinung und brachte sie klar zum Ausdruck. Wenn er es trotjdem nicht gewagt hat, seine „Meta-Kritik“ zu veröffentlichen, so war es zum Teil persönliche Rücksichtnahme auf den Landsmann, dessen Eintreten er seine Anstellung verdankte. Dar­über hinaus aber war er mit seinem Entwurf selber nicht zufrieden. „Die ganze Idee ist mir verunglückt“, so schreibt er, „und ich habe dem Ding ein Ende zu machen gesucht, daß ich mich des Gedankens daran entschlagen könnte.“

Im Grunde sind seine Bedenken aber ganz klar. Hamann lehnte den Weg Immanuel Kants ab, weil er

57

ihm auf eine Ideologie, auf einen Idealismus hinaus­zulaufen schien, der der Wahrheit und Wirklichkeit nicht gerecht wird. Zwar setjt Kant dem natürlichen menschlichen Erkenntnisvermögen eine Schranke, in­dem er lehrt, daß das „Ding an sich“ vom Menschen nicht erkannt werde, damit also zugibt, daß es über die äußere, sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit dieser Welt hinaus Dinge gibt, die das natürliche Denken nicht erreichen kann. Aber nun hat Kant nach Ha­manns Meinung durch seine Kritik die Vernunft doch erst recht auf den Thron gesetzt, ohne daß er sich dar­über ganz im klaren war. Er macht die Vernunft zur Schöpferin der Welt, indem er lehrt, die Wirklichkeit, wie sie uns erscheint, sei eine nur erdachte und er­träumte Wirklichkeit; das Bild, das sich uns vor die Augen stellt, habe mit dem „Ding an sich“ nichts zu schaffen, sondern werde von unserm Geiste gestaltet. Solches zu behaupten und zu lehren, ist ein Frevel, den Hamann der Philosophie nicht verzeihen kann.

Es ist ein Idol, ein Hirngespinst, dem die Philoso­phie hier nachjagt. Hamann ringt darum, das klar herauszustellen. Es ist ihm nach seinem eigenen Ein­geständnis nicht ganz gelungen. Was er sagen will, ist etwa dieses: Vernunft ist nicht schöpferisch. Es ist wirklich ein Frevel, das zu sagen. Es gibt überhaupt keine „reine Vernunft“, d. h. ein von der Erfahrung abgelöstes, abstraktes Denken. Unsere Gedanken be­deuten erst dann etwas, wenn wir ihnen eine sinn­liche Gestalt geben, wenn wir sie hörbar oder sichtbar werden lassen, sie aussprechen oder aufschreiben. So steckt für Hamann alles in dem Geheimnis des Wor­tes, der Sprache. Er wünscht sich eine Beredsamkeit, wie Demosthenes sie besaß, und möchte ein einziges Wort dreimal wiederholen: Ve r n u n f t ist Sprache.

58

„An diesem Markknochen nage ich und werde mich zu Tode nagen. Noch ist es finster über der Tiefe, ich warte noch immer auf einen apokalyptischen Engel mit einem Schlüssel zu diesem Abgrunde.“

An der Sprache wurde Hamann die unauflösliche Zusammengehörigkeit des Leiblichen und Geistlichen deutlich. Immer teilt sich der Geist nur so mit, daß er eine sinnlich faßbare Gestalt, einen „Leib“ an­nimmt. Reinen Geist, reine Vernunft hat Nietzsche später eine Lüge genannt. Er hat damit sicher Ha­manns Meinung getroffen.

Von daher aber fällt neues Licht auf das Zeugnis von Gottes ewiger Offenbarung, wie wir es früher von Hamann gelernt haben. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.“ In unbegreiflich schenkender Her­ablassung vereinigt sich Gottes Geist mit dem schwa­chen, vergänglichen Buchstaben, Christus mit den irdi­schen Elementen des Brotes und Weines im Sakra­ment, damit wir ihn wirklich empfangen können. Ha­mann wandelt hier ganz in den Spuren Luthers und lehnt Kant und seine Gesinnungsgenossen als Schwär­mer und Mystiker ab, da sie die Natur, die Gott so hoch ehrte, daß er sie zum Spiegel seiner Herrlichkeit machte, in Schein aufzulösen suchen. Wer dabei bleibt, zu trennen, was Gott zusammengefügt hat, wer nicht wahrnimmt, daß „Sinnlichkeit und Verstand als zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis aus einer ge­meinschaftlichen Wurzel entspringen“, daß also Äußeres und Inneres, Leib und Geist, Wort und Vernunft zu­sammengehören, der wird vom Wunder der ewigen Offenbarung nichts begreifen und ohne das Licht blei­ben, das alle Menschen erleuchtet.

Die Schwärmer reden zwar auch von jenem Licht, aber sie suchen es dort, wo es nicht zu finden ist. Sie

59

suchen es bei sich selbst, in ihrem Innern. Kant und seine Jünger glauben es in der „reinen“ Vernunft, die vor aller Erfahrung gegeben sei, entdeckt zu haben. Hamann aber bezeugt demgegenüber mit allem Nach­druck: Im Anfang war — nicht die Vernunft, sondern das Wort. Vernunft ist wie unser Auge und Ohr ein Organ, zu vernehmen und zu empfangen, was Gott uns gegeben hat. „Unsere Vernunft muß warten und hoffen, — Dienerin, nicht Gesebjgeberin der Natur sein wollen.“ Daß Kant den Menschen diese seine un­ter Gott gebeugte Stellung vergessen läßt und ihm eine Selbständigkeit gibt, die ihm nicht zukommt, das ist eine Irreführung, die Hamann nicht hingehen las­sen kann. Es ist ein Abfall vom Evangelium, das uns von Gott und seiner Gnade allein abhängig sein läßt. Trotj einer gelegentlich bewußt christlichen Ausdrucks­weise ist Kant dem Geiste Jesu Christi ebenso fern- gerüdct wie seine rationalistischen Gesinnungsgenossen. Als nach einigen Jahren ein weiteres Werk von ihm, die „Metaphysik der Sitten“ erschien, schrieb Hamann an Herder: „Statt der reinen Vernunft ist hier von einem andern Hirngespinst und Idol die Rede: vom guten Willen. Daß Kant einer unserer scharfsinnig­sten Köpfe ist, muß ihm auch sein Feind einräumen. Aber leider ist dieser Scharfsinn sein böser Dämon, fast wie Lessing seiner. Denn eine neue Scholastik und ein neues Papsttum sind die beiden Midas-Ohren unseres herrschenden Säculi (Jahrhunderts).“

Da ist die drohende Gefahr also klar erkannt. Zu fest wurzelte Hamann in der reformatorischen Bot­schaft von der freien Gnade, die allein den Sünder rettet, als daß er die kantische Achillesferse nicht hätte sehen sollen. Die Fürstin Gallitzin, von deren Freund­schaft mit Hamann noch die Rede sein wird, berichtet

60

vom Umgang mit ihm als das Unvergesslichste und Eindrucksvollste, daß er ihr das von allen andern bewunderte Vollkommenheitsstreben als sündlidien Stolz hingestellt habe. Damit habe er ihr, wie sie schreibt, die Haut von den Knochen gerissen und der Lahmen die Krücke geraubt. Aber, so fährt sie fort: „Ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ernsthaft in meiner Seele und befand sie wahr.“ Daß dieser Mann mit der Lehre Kants vom guten Willen nichts anzufangen wußte, ist selbstverständlich.

Am Schluß seiner gegen Kant gerichteten Abhand­lung spricht Hamann die Vermutung aus, vielleicht sei die Scheidewand zwischen Judentum und Heidentum ein ähnlicher Idealismus wie bei Kant: „Der Jude hat das Wort und das Zeichen, der Heide die Vernunft und ihre Weisheit.“ Die Scheidewand zwischen Juden­tum und Heidentum, — vielleicht hätte Hamann auch sagen können; zwischen christlichem Glauben und neu­heidnischer Weltanschauung. Wir sind damit aber hingeführt zu Hamanns letjter und bedeutendster Schrift, mit der er sein Zeugnis vollendet hat.

Theologie des Kreuzes

Noch einmal hatte er sich stark gemacht zur Gegen­wehr wider den Angriff der glaubenslosen Zeitphilo­sophie. Nicht leicht ist ihm sein „Golgatha und Scheb- limini“ abgegangen. Ein ganzes Jahr hat er, wie wir in seinen Briefen lesen, daran gearbeitet, über ein Buch Papier verschmiert, immer gegen Verstopfung und Durchfall der Gedanken und des Stils zu kämpfen gehabt, bis er endlich überdrüssig geworden ist, die

61

letjte Hälfte auszuglätten und zu vollenden. Endlich waren die drei Bogen fertig geworden. Und während seine „Metakritik“ gegen Kant ihm so wenig geglückt war, daß er sie nicht an die Öffentlichkeit zu bringen wagte, hatte er am „Scheblimini“ seine besondere Freude. Das Büchlein erschien ihm geradezu als der ganze Inhalt seiner kleinen Autorschaft.

Dabei handelte es sich ganz einfach um die Antwort auf eine der vielen Veröffentlichungen jenes schreib­seligen Jahrhunderts, in denen die neue Weltanschau­ung sich kundtat, und die über den Tag hinaus kaum Bedeutung für sich in Anspruch nehmen konnte. Jeden­falls weiß heute kaum noch jemand etwas von der Schrift eines Moses Mendelssohn, des Freundes und Gesinnungsgenossen Lessings, des Begründers des Re­formjudentums, der seine Abneigung gegen den ihm nahegelegten Übertritt zum christlichen Glauben zu rechtfertigen suchte. Von seinem aufklärerischen Stand­punkt sah er christliche und jüdische Religion eng beieinander auf der gleichen Ebene. Der eigentliche Gehalt beider Glaubensrichtungen erschöpfte sich nach seiner Meinung in allgemeinen sittlichen Grundsätjen, wie sie uns auch die gesunde Menschenvernunft offen­bart. „Ich kenne keine anderen ewigen Wahrheiten, als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kräfte dargetan und be­währt werden können.“ So redete der Aufklärer leicht daher.

Hamann hat sich die Mühe gemacht, sein „Jerusa­lem“ Satj fürSat3 unter die Lupe zu nehmen. Er möchte dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen und sucht wirklich auf ihn zu hören. Einen Augenblick nimmt er an, die Vernunft sei tatsächlich, wie der Auf­klärer behauptet, ein höchster Wert, und die Welt

62

unterstehe den ihr innewohnenden Gesehen der Weis­heit und der Güte. Aber — wer weiß denn, ob es wirklich so ist? Wer kann es beweisen? Muß man nicht an diese Behauptung genau so glauben, wie der Christ an die in der Schrift bezeugte Offenbarung glaubt? Wird nicht deutlich, daß auch die dem Evangelium entgegenstehende Weltanschauung nicht über die An­nahme legter bindender Lehrsäge, die unbeweisbar sind, hinauskommt, und daß ihr Eifer gegen die Gel­tung von Schrift und Bekenntnis im Namen der freien Menschenvernunft ein blinder Eifer ist? Ist nicht auch die Weltanschauung im höchsten Maße dogmengebun­den, ohne daß sie es selber weiß und zugibt? Ist sie nicht, indem sie sich der Leitung durch den Geist Gottes entwand, in gesteigertem Maße dem Zeitgeiste hörig geworden?

Es ist deutlich die Absicht dieser Gedankenführung, die Selbstsicherheit des aufgeklärten Menschen zu er­schüttern. Er soll merken, daß er selbst, daß die selbst­herrliche Vernunft nicht das Maß aller Dinge sein kann; daß er sich schon deshalb nicht uneingeschränkt in den Mittelpunkt rücken darf, weil ja auch der andere mit demselben Recht da ist. Ist nicht dieser unser Nächster die Grenze unserer Ansprüche und unserer Wünsche? Führen nicht die immer wieder auftretenden „Kolli­sionsfälle“ unweigerlich zu der Einsicht, daß die legte Entscheidung nicht bei uns liegen kann, sondern bei dem liegen muß, der der Herr und Richter ist?

Das ist aber ein großes Anliegen dieser Schrift Hamanns, wie seiner ganzen Schriftstellerei: er möchte dem aufgeblasenen Geschlecht seiner Zeitgenossen die­sen Herrn verkündigen, von dem es gilt: Er spricht, so geschieht’s! Beugt man sich seinem Wort und Ge­bot, so kommt alles zurecht. Sucht aber der Mensch

63

an die Stelle seines Gesekes das von ihm erfundene „Naturrecht“ zu setjen, pocht er auf seine angeblich alles bestimmende Vernunft, dann gerät alles in Ver­fall und Unordnung. Der Mensch verstrickt sich immer mehr in Schuld und Irrtum. Er will die Wahrheit nicht sehen und verfällt der Lüge. „Jeder Sophist ist also nicht nur ein Lügner, sondern auch ein Heuchler und bedient sich der Sprache als eines Puppenspiels, sein Idol, das eitle Gemächte menschlicher Kunst, für einen Ausfluß göttlicher Vernunft und eine leibhafte Tochter ihrer Stimme auszugeben, abergläubische Leser durch das Blendwerk einer goldenen Hüfte oder güld- nen Kalbes hinters Licht zu führen und sich ihre Über­zeugung auf Kosten und Gefahr unerkannter lebendi­ger Wahrheiten als ein Dieb und Mörder zu erschlei­chen.“

So kann Hamann urteilen, weil ihm gewiß ist, daß Gott seine Weisungen so klar und unmißverständlich unter die Menschen gestellt hat, daß sie solcher Irre­führung nicht zu erliegen brauchen. Das ist ja, wie Hamann in der zweiten Hälfte seines Buches zeigt, das Besondere und Auszeichnende der jüdischen wie dann erst recht der christlichen Religion, daß hier „in der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts“ das Zeugnis von Gottes wirklich geschehener Offen­barung bewahrt wird. Hierbei geht es nicht um all­gemeine Ideen und philosophische Lehrmeinungen; es geht um geschichtliche Tatsachen, göttliche Ereignisse, heilige Veranstaltungen zu unserm Heil. Es geht um Gottes Verheißung im Alten und um die Erfüllung im Neuen Bund. In der alttestamentlichen Religion weist alles über sich hinaus auf das Kommende, nein, auf den Kommenden, hin, und wer diesen Weissagungs­charakter des Alten Testaments übersieht, wer diesen

64

Fingerzeig in all diesen Schriften nicht beachtet, dem muß das gesamte jüdisch-hebräische Religionswesen als „eine Geringschäbiung Gottes und der göttlichen Vernunft“ Vorkommen. Nur vom Ziel und Ende her kann der zurückgelegte Weg richtig überschaut und verstanden werden. Nur vom Neuen Testament her begreift man das Alte.

Freilich, wer auch hier, im Neuen Testament, die Hauptsache, die Versöhnung durch das Kreuz Christi, streicht, der hat den Schlüssel zum Verständnis der Schrift verloren. Wer dagegen von diesem Ziel- und Höhepunkt her zurückblickt, dem wird deutlich, daß die „ganze Mythologie der hebräischen Haushaltung nichts war als ein Typus einer transzendenten Ge­schichte, das Horoskop eines himmlischen Helden, durch dessen Erscheinung alles bereits vollendet ist und noch werden wird, was in ihrem Geset} und in ihren Propheten geschrieben steht.“ Daß „die ganze Geschichte des Judentums Weissagung war“, wird von daher deutlich. Und zugleich wird das Weitere er­kannt, daß das Wesen der geoffenbarten Religion des Christentums „mit Grund und Recht Glaube, Ver­trauen, Zuversicht, getroste und kindliche Versicherung auf göttliche Zusagen und Verheißungen“ heiße, — und nicht etwa, wie man meinte, sittlich-moralische Vollkommenheit. Unglaube gilt hier als die einzige Sünde wider den Geist der wahren Religion, „deren Herz im Himmel und ihr Himmel im Herzen ist“. „Denn nicht in Diensten, Opfern und Gelübden, die Gott von den Menschen fordert, besteht das Geheim­nis der christlichen Gottseligkeit, sondern in Verhei­ßungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Besten der Menschheit getan und geleistet; nicht im vornehmsten und größten Gebot, das er auf­

5 Hamann

65

erlegt, sondern im höchsten Gute, das er geschenkt hat; nicht in Gesetjgebung und Sittenlehre, die bloß menschliche Gesinnungen und Handlungen betreffen, sondern in Ausführung göttlicher Taten, Werke und Anstalten zum Heil der ganzen Welt.“

Wir brechen hier mit der Wiedergabe der noch viel inhaltsreicheren Schrift ab und hoffen, daß deutlich geworden ist, wie hier gegenüber einer völligen Ent­leerung und Mißdeutung ein ganz neues Verständnis der christlichen Botschaft geschenkt wurde. Hamann hat das selbst klar erkannt und in dem seinem Büch­lein gegebenen Titel zum Ausdruck gebracht. Wie man einst in Jerusalem den Herrn nach Golgatha führte, um ihn zu kreuzigen, wie aber aus dem Kreuz das „Scheblimini“ (rSe^e dich zu meiner Rechten!“) wurde, so geht es hier: „Golgatha war der letjte Triumph der außerordentlichen Gese^gebung über den Gesetj- geber selbst, und sein auf diesen Hügel gepflanztes Holz des Kreuzes ist das Panier des Christentums. In dem Worte Scheblimini aber liegt die Tugend und Kraft des einzigen, über alle Namen erhöhten Namens, außer welchem kein Heil und Seligkeit werden kann; der verborgene Schatj aller außerordentlichen Geset}- gebungen und mythologischen Religionsoffenbarungen, die köstliche Perle zwischen den beiden Autorschaften des Judentums und des Heidentums.“

Scheblimini — das ist der geheimnisvolle Name, den Luther, „der deutsche Elias und Erneuerer des . . . ent­stellten Christentums“, seiner Reformation gab. Ha­mann hat das Losungswort sich „angemaßt“, „die einsam weinende Rahel irgendeines christlich-prote­stantischen Lesers in der Wüsten ... zu trösten“. Es ist ja wieder die Stunde, wo man in „Jerusalem“, das freilich viel eher „Samaria“ genannt werden müßte,

66

den König der Wahrheit ans Kreuz erhebt und das Gedächtnis seines Namens auszulöschen sucht. Wieder wird im Namen der natürlichen Religion, im Namen der Weltanschauung das Ende des christlichen Glau­bens verkündet. Aber wieder wird es sich erweisen, daß zu Golgatha das Scheblimini gehört, daß der König, dessen Gedächtnis man austilgen möchte, doch der ist, der nach „dem königlichen Wort seiner Ver­heißung“ bei den Seinen alle Tage ist bis an der Welt Ende.

„Diesem Könige, dessen Name wie sein Ruhm groß und unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, geachtet wie das Wasser zu Siloah, das stille geht“, so ruft Hamann aus. Mit dem „Fliegenden Brief an Niemand, den Kündbaren“, dem diese wie auch die vorher zitierten Sätje entstammen, hat er diesem seinem 25jährigen Dienste ein Ziel und Ende gesetjt. Er legt die Feder aus der Hand. Er hat sein Zeugnis ausgerichtet. Durch diese 25 Jahre hat er den Kampf geführt mit den Feinden des Königs der Wahr­heit, die ihm keinen Platj gönnen wollten im deut­schen Geistesleben, und noch immer glüht seine Zunge, wenn er daran denkt, wie man in Berlin und anders­wo „jeden dürren Halm seiner Muse“ verfolgte; wie man es ihm übel vermerkte, daß er für den längst zum Tode verurteilten, den ans Kreuz Gehängten zu streiten wagte. Es wird ihm nie vergessen werden, daß er diesen Kreuzzug bis zule^t durchgehalten hat, daß das Ziel und der Inhalt seiner Arbeit in nichts anderem als darin bestand: „Wie ein lieber Buhle mit dem Namen seines lieben Buhlen das willige Echo ermüdet und keinen jungen Baum des Gartens und Waldes mit den Schriftzügen und Malzeichen des markinnigen Namens verschont, so war das Gedächtnis

5\*

67

des Schönsten unter den Menschenkindern mitten unter den Feinden des Königs eine ausgeschüttete Magda- lenensalbe und floß wie der köstliche Balsam vom Haupte Aarons hinab in seinen Bart, hinab in sein Kleid.“

Christentum und Luthertum heißen die beiden Ge­genstände, die nach Hamanns Worten seine „geheime Autorschaft“ über ein Vierteljahrhundert im Schilde geführt. Solcher Einsatj kann nie ohne Frucht blei­ben. Nicht, als ob Hamanns Eintreten Christentum und Luthertum gerettet hätte. Aber er ist in dieser dunklen Zeit der erste und vornehmste Zeuge dessen, der durch das Kreuz seinen Sieg, sein Scheblimini an den Tag bringt. Als solcher redet er, obwohl er längst gestorben ist.

Um den Abend wird es licht

Es erfüllte sich, was der prophetische Zeuge ah­nungsvoll erwartete: Ein friedlicher, freundlicher Le­bensabend war dem durch so viele kummervolle Jahre Gereiften noch Vorbehalten. Ein Kreis treuer Freunde erwartete ihn und bereitete dem geplagten Manne für die letzten Monde seines kurzen, unruhevollen und doch so gesegneten Lebens die Herberge. Hamann durfte etwas davon erfahren, wie seine Lebensarbeit, während er selbst schon den Weg des Sterbens ging, Frucht zu tragen begann.

Solche Frucht zeigte sich eben darin, daß überall im deutschen Vaterlande sich kleine Kreise sammelten, die seinem Ruf zufolge vom Zeitgeist sich entschlossen abwandten und zur Wahrheit des Evangeliums sich bekannten. War im Norden Matthias Claudius, der

68

„Wandsbeker Bote“, durch seine kindlichen Lieder wie durch seine tiefsinnigen Schriften ganz im Sinne des nordischen Magus, dem er sich freundschaftlidj verbunden fühlte, ein Rufer zu echter christlicher Frömmigkeit, so gingen die Beziehungen auf der an­dern Seite zu dem berühmten Prediger an der Peters­kirche in Zürich, Johann Kaspar Lavater, des­sen mystisch-theosophisches Verständnis des Evange­liums ihn allerdings nicht befriedigen konnte. „Ihnen von Grund meiner Seele zu sagen“, so schreibt er ihm 1778, „ist mein ganzes Christentum“ — allen schwärme­rischen Spekulationen gegenüber — „ein Geschmack an Zeichen und an den Elementen des Wassers, des Brotes und des Weines. Hier ist Fülle für Hunger und. Durst, eine Fülle, die nicht bloß, wie das Gesetj, einen Schatten der zukünftigen Güter hat, sondern das We­sen der Dinge selbst, insofern selbige, durch einen Spiegel im Rätsel dargestellt, gegenwärtig und an­schaulich gemacht werden können; denn das Vollkom­mene liegt jenseits“. In einem späteren Schreiben be­kennt er sich dem aus dem reichen Schat} seines In­nenlebens Schöpfenden gegenüber zu der Armut des Geistes, der der Herr das Himmelreich verheißen: „Bin arm, lieber Lavater, auch arm am Geist — muß selber auf die Seligkeit des Gebens und die Pflicht des Wiedergebens Verzicht tun.“

Trot} solchen „Bestrafungen“, mit denen Hamann den Züricher Freund nicht verschonte, und die dieser sich gern gefallen ließ, fehlte es nicht an der Gemein­schaft des Geistes, von der freilich nur wenige Schrei­ben Zeugnis geben. Viel ausgiebiger war der Aus­tausch mit dem 1743 zu Düsseldorf geborenen Mün­chener Hofrat Friedrich Heinrich Jacobi, der sich in zahlreichen Schriften an der philosophischen

Auseinandersetjung der Zeit beteiligte. Die Bekannt­schaft hatte Claudius vermittelt, der die Söhne Jacobis unterrichtete und Hamann mit dessen Werken bekannt machte. Der Magus erkannte sofort die gemeinsame Grundlinie: im Gegensatj zu Kant Absage an jeden einseitigen Verstandesdogmatismus, ein neues Ringen um ein Erfassen der ganzen Lebenswirklichkeit und ihrer Verankerung in Gott. Nachdem Hamann im August 1783 nach Empfang einer Sendung mit Schrif­ten Jacobis diesem zum ersten Male geschrieben hatte, wurde der Verkehr immer anregender und immer herzlicher. Das große Leid, das Jacobi 1784 durch den Verlust eines Sohnes und seiner Gattin sowie durch persönliche Krankheitsnot erfuhr, und an dem er sei­nen Königsberger Freund teilnehmen ließ, mag dieses wahrhaft brüderliche Verhältnis noch vertieft haben. Jedenfalls vernehmen wir, daß Hamann bald seinem „lieben Bruder Jonathan“ schreibt, während Jacobi den Gefährten als „Vater, lieber Herzensvater“ an­redet. Im August 1786 konnte Hamann einen Brief an Jacobi mit den Worten beginnen: „Liebster Fritj, ich erhielt im August 1783 Deinen ersten Brief und gestern den 49. von Deiner Hand.“ Dabei hatte der Briefwechsel ein ganzes Jahr geruht.

Jacobi gehörte im Westen einem Kreise geistig be­wegter Zeitgenossen an, denen Hamann längst kein Unbekannter mehr war. Seine Schriften wurden ge­lesen und besprochen. Man konnte sie nicht jedem in die Hand geben. Vielen blieb ihr Sinn verborgen. Wer aber anfing, ihn zu erfassen, der kam nicht mehr da­von los und schaute dankbar auf zu dem unbekannten Verfasser, von dessen unscheinbarer äußerer Existenz er vielfach nichts ahnte.

70

So ging es dem jungen Mann, der am 7. August 1784 voll innerster Ergriffenheit und jugendlicher Begei­sterung an den armen Packhofverwalter in Königsberg schrieb, ihm seine Dankbarkeit bezeugend und von ihm, dem Unbekannnten, die Gunst erbittend, an Sohnesstelle von ihm an- und in sein Haus aufgenom­men zu werden. Hamann war so gerührt von so viel Liebe und Vertrauen, daß er unbekümmert auf das Angebot einging und dem Fremden rückhaltlos seine bedrängten Lebensumstände darlegte. Die Antwort war eine überraschende. Franz Buchholz, der wohilbe- güterte Eigentümer eines Landsi^es bei Münster in Westfalen, sandte ein „fürstliches Geschenk“, bestimmte für jedes der vier Kinder Hamanns die Summe von tausend Talern und befreite damit den armen Vater mit einem Schlage von allen Sorgen. Hamann war noch mehr beschämt. Sein Dankesschreiben vom 15. De­zember läßt das deutlich werden. Unter anderem schreibt er: „Ob die Zeichen und Wunder meines ganzen Lebens meinen Glauben stärken oder meinen Unglauben beschämen sollen, weiß der Herzenskün- diger am besten . . . “

Er sollte noch mehr Überraschungen erleben.

Die Frontstellung war eine andere geworden. Quer durch das Lager der römischen und protestantischen Kirche formierte sich der Widerstand gegen den Geist des Unglaubens, erwachte das Bekenntnis zum ge­kreuzigten und auferstandenen Christus zu neuem Leben. In Münster sammelte sich um den geistreichen wie frommen Minister und bischöflichen Generalvi­kar Franz v. Fürstenberg ein Kreis bedeutender Per­sönlichkeiten, dessen Seele die Fürstin Amalie von Gal­lium war. Sie stellte in der damaligen geistigen und religiösen Welt eine besondere Erscheinung dar. Nach­

71

dem sie, die Tochter des preußischen Generalfeldmar­schalls Graf von Sdimettau, deren Mutter katholisch war, im Kloster ihre Erziehung gefunden hatte, ver­heiratete sie sich mit dem russischen Gesandten im Haag, dem Fürsten Gallitjin, ohne jedoch in dieser Verbindung zu finden, was sie suchte. Mit Einwilli­gung ihres Gatten trennte sie sich von ihm, um ganz ihren wissenschaftlichen und schöngeistigen Neigungen und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Während lange Zeit der französische Aufklärer Diderot und der platonisierende niederländische Philosoph Hemster- huis ihr Wegweiser waren, fand sie mehr und mehr den Weg zu Christus. Das um so mehr, nachdem sie unter den Einfluß des schon erwähnten Freiherrn von Fürstenberg, den sie wegen der Erziehung ihrer Kinder um Rat anging, getreten war. Sie wurde von seinem anziehenden Wesen so gefesselt, daß sie be­schloß, ihren Wohnsi^ nach Münster zu verlegen.

Eines Tages wurde in dem Kreise, der sich regel­mäßig in ihrem Hause versammelte, und zu dem auch Jacobi gehörte, von Hamann gesprochen. Die Fürstin wurde begierig, mehr von ihm zu erfahren. Es war umsonst, daß man ihr abriet, sich mit den dunklen Schriften des nordischen Magus zu befassen. Ihr Ver­langen wurde nur noch größer. Sie las die „Sokrati- schen Denkwürdigkeiten“ einmal, zweimal, immer von neuem, verstand zunächst wenig, bald aber mehr und wünschte weitere Schriften von ihm kennenzulernen. Kurz entschlossen wandte sie sich daher an die in Königsberg lebende Gräfin Keyserling, obwohl diese ihr von einer früheren Begegnung her nur flüchtig bekannt war. Sie bat um nähere Auskunft über den Packhofverwalter und sein literarisches Schaffen.

72

Schon einmal hatte die Gräflich Keyserlingsche Fa­milie den stillen Denker unvermutet in seiner Häus­lichkeit aufgesucht, um sich nach seinen Lebensumstän­den zu erkundigen. Er hatte sich nicht darum bemüht, diese Verbindung weiter zu pflegen, obwohl seine be­drängte Lage das hätte nahelegen können. Je§t wurde er plötjlich zur Audienz gebeten, mußte sich wegen seiner falschen Zurückhaltung Vorwürfe machen lassen und durfte dann mit Verwunderung vernehmen, wel­ches Interesse man in der weiten Welt an seiner ihm so ärmlich dünkenden Autorschaft nahm. Er war erstaunt und dienstbeflissen, suchte seine Veröffent­lichungen vollständig zusammenzubringen, um sie der Fürstin nach Münster schicken zu können. Zugleich erwachte wie ein eingeschlafener Riese der Gedanke, noch einmal in die Ferne aufbrechen und die Freunde sehen zu dürfen. Eine „Gesundheitsreise“ wollte er unternehmen, dabei Herder nach zwanzig Jahren Wiedersehen, Claudius und Lavater kennenlernen, vor allem aber zu seinem unbekannten Wohltäter kommen und die Hand drücken, durch welche Gott sein häusli­ches Genügen, seine Ruhe und seinen Frieden wieder­hergestellt. Würde er bei seiner schwachen Gesundheit den Plan durchführen können? Voll Verlangen und brennender Sehnsucht, voll Furcht und Besorgnis war­tete er Monat um Monat, Jahr um Jahr.

Die ihm vorgese^te Behörde wollte den zur Aus­führung der Reise notwendigen Urlaub nicht gewäh­ren. Trotj des Eintretens einflußreicher Freunde, auch der Fürstin Gallitjin, gelang es erst nach dem im August 1786 erfolgten Tode des alten Königs, von den dienstlichen Verpflichtungen freizukommen. So sollte Hamann den Becher seiner Leiden bis zur Neige leeren. Als ihm im Mai 1787 endlich sein Wunsch

73

erfüllt wurde, stellte man ihm frei, „die vorhabende Reise so viele Monate, als er will, anzutreten“. Hamann war seines Amtes enthoben. Der Verlust war ihm schmerzlich, da er gehofft hatte, je§t, nach Abzug der französischen Verwaltung, den Dienst mit größerer Freude versehen zu dürfen. Wie wenig man seine Arbeit wertete, kam auch darin zum Ausdruck, daß man eine kaum ausreichende Pension von 150 Talern festsetjte, worüber die Freunde allgemein empört waren. Auf Hamanns Vorstellung wurde das Ruhegehalt auf 200 Taler erhöht.

Fahrt ins Reich und Heimfahrt

Das Ziel war nun aber erreicht. Hamann fühlte sich, wie er Anfang Juni 1787 an Jacobi schrieb, wie neu­geboren. Am 21. des Monats bestieg der alte gebrech­liche Mann zusammen mit seinem Sohne Michael den Postwagen, der ihn nach Berlin bringen sollte, nicht ahnend, daß er die Heimat nicht mehr sehen würde.

Nach 8 Tagen kam man am 28. Juni in die preu­ßische Hauptstadt, wo Hamann, von den Strapazen der Reise mitgenommen und in fortschreitendem Maße an geschwollenen Gliedern leidend, bei seinem Freunde Reichardt liebevolle Aufnahme und großartige Bewir­tung fand. Als man am 6. Juli die Reise über Magde­burg, Helmstedt, Braunschweig, Hannover, Minden und Bielefeld fortsetjte, schloß sich, wie es verabredet war, der alte Freund Dr. Lindner, von Hamann als Dr. Ra­phael bezeichnet, dem Leidenden an, um ihm zur Verfügung zu stehen.

Am 16. Juli traf man abends in Münster ein. „Finde ich bei Ihnen keine Ruhe, so gibt es keine Ruhe mehr

74

für mich“, so hatte Hamann vor der Abreise aus Königsberg an Franz Buchholz geschrieben. Nun konnte er, am Ziel seiner Wünsche, anderntags an Reichardt nach Berlin berichten: „Ich hoffe, alles gefunden zu haben, was ich gesucht und gewünscht habe; und ein freies, neues Herz zum Genuß der Freude und des Lebens wird die Ausbeute meiner Wallfahrt hier bald sein.“ Noch volltönender klingt es, wenn er an Jacobi schreibt: „Ich liege in Abrahams Schoß und lebe als Augenzeuge einer Harmonie, die der erste Philosoph unter den Sternen wahrzunehmen glaubte. Laß mich, solange ich kann und will, träumen in meiner emp­findseligen Lage! Mich verlangt, Dich zu sehen.“

So hatte tatsächlich die glücklichste Zeit seines Lebens begonnen. Zwar nahm der äußere Mensch zusehends ab. Mit geschwollenen Füßen und krankem Magen, er­schöpft von der Reise, lag er zu Bett. Mitte August folgte er Jacobi nach dessen stillem Landsi^ Pempel­fort, wo man mit einer Brunnenkur begann, die der Leidende bis in den Oktober hinein durchführte, ohne aber wesentliche Erleichterung zu verspüren. Rechte Erholung konnte der auch nicht finden, den die reich­haltige Bibliothek des Freundes wie auch der persön­liche Verkehr mit ihm in keiner Weise zu der notwen­digen, vom Arzte gewünschten Ausspannung kommen ließen. Um dieser Versuchung willen verließ Hamann sein „Elysium“, wie er sich ausdrückt, „mit polnischem Abschied“, da er Jacobi meinte nicht bieten zu können, was djeser erwartete, und nach den Freunden in Münster verlangte.

Kränker noch kehrte er zurück. „Mit der leidigen Arbeit des Denkens und Schreibens will es gar nicht mehr fort“, so schrieb er nach Königsberg, „und ich habe keine Hoffnung mehr, ein brauchbarer und täti­

75

ger Mensch zu werden. Die zwanzig Jahre des Jochs, das ich getragen habe, sind nicht mehr zu ersehen.“ In einem anderen Briefe an die Freunde daheim heißt es merkwürdig mehrdeutig: „Der midi unter so vielen Wundern und Zeichen hergeführt hat, wird mich auch in Fried und Freud heimbringen ins rechte Vaterland, Kyrieleison, und mir jeden Himmel, jedes Elysium auf Erden zu verleiden wissen.“

Den Winter verbrachte er auf dem Stammschlosse seines Freundes Franz Buchholz in Wellbergen. Hier wollte er ausruhen, und er hat 3 Monate fast ohne Unterbrechung auf dem Krankenlager zugebracht, von immer neuen Schmerzen geplagt. Als der Zustand zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab, wurde Dr. Lindner, der in Münster zurückgeblieben war, herbeigerufen. Er konnte dem Kranken aber auch nicht helfen, son­dern trieb durch seine reinigenden Mittel ein Gallen­fieber und einen flechtenartigen Ausschlag hervor, der dem Kranken viele Qualen bereitete und dem behan­delnden Arzte viel „englische Geduld und alle medi­zinische Gelehrsamkeit und Kunst“ abverlangte. Erst nach Anbruch des Frühjahrs war Hamann so weit hergestellt, daß er in Begleitung des Sohnes und Dr. Raphaels nach Münster zurückgebracht werden konnte.

Schon waren seine lebten Tage gekommen, obwohl er ernsthaft an die Heimreise ins irdische Vaterland dachte. „Je mehr der äußere Mensch abnimmt, desto mehr wächst der innere; je älter und unvermögender, desto ruhiger, zufriedener und vergnügter werde ich“, so berichtet er in die Heimat. Mochten darum auch gelegentliche Todesahnungen sein Gemüt umdüstern, an das nahe Ende konnte er tro^dem nicht glauben. „Ich bin hier wie eine Biene und sammle alles, was

76

ich nur kann, zur Ernte in meiner Heimat und gegen die Langeweile meiner immer hungrigen und durstigen Seele, die ebensowenig feiern als arbeiten kann.“

Sowenig sein unstillbares Verlangen nach Speise und Trank bis zuletjt nachließ, sowenig nahm der geistige Hunger ab. „Ich lese mit eben dem Hunger und unersättlichem Geschmack, als ich esse.“ Er fand im Verkehr mit den Freunden alles Genüge und wurde vor allem von der Fürstin, seiner „lieben Amalie“, fast wie ein Heiliger verehrt, wie er seinerseits „von der Fürstin nie sprach, daß ihm nicht die Tränen in die Augen kamen“, wie ein Zeitgenosse berichtet. Der Toditer schreibt er: „Keine Mutter noch Schwester kann so viel Liebe haben als sie für deinen alten Vater und alles, was ihn angeht und zu seinem Glück gehört.“

So gut wußte er sich aufgehoben, und doch verlangte er heim zu den Seinen. Er dachte an seine treue Haus­mutter, die sich um ihn und den in der Ferne weilen­den Sohn Sorge machte, und er ließ ihr alle solche Sorgen verbieten: „Er im Himmel sorget für uns alle, und ihn wollen wir für alles sorgen lassen, unser Brot mit Freuden essen und unsern Wein mit gutem Mut trinken. Gott segne uns alle nach seiner Liebe im Geiste des heute auferstandenen Sohnes der Liebe mit Leben und Wohltaten desselben!“ So geschrieben am Oster­tag des Jahres 1788. Der ältesten Tochter teilt er am 30. Mai mit: „Den 1. Juni denke ich mitErnst an meine Abreise. Franz und seine Frau werden mich bis Pem­pelfort begleiten. Gott, der mich unter so vielen Wun­dern hergeführt hat, wird es an seinen Gnadenmitteln nicht fehlen lassen, mich wieder heimzubringen zu Euch und Eurer lieben Mutter, die er erhalten wolle bei gutem Mut und gesunden Kräften.“

77

Die Abreise mußte abermals wegen großer Schwä­che verschoben werden. Am 21. Juni war der Wagen bestellt, der den Heimkehrenden nach Pempelfort, Jacobis Musensity bringen sollte. „Ich hoffe, in Deinem Elysium noch ein wenig Luft zu schöpfen“, hatte er am 14. Juni seinem Herzens-Jonathan geschrieben. Die Reise sollte dann weiter über Zürich, Weimar und Hamburg nach Königsberg gehen, da auch Lavater, Herder und Claudius noch besucht werden sollten. In solcher Erwartung war der, dessen Kräfte immer mehr abnahmen, voll froher Zuversicht: „Was für ein Abendmahl mir die Vorsehung am Ende meines müh­seligen Lebens aufbewahrt hat!“

Es sollte ganz anders kommen. Als schon der Reise­wagen vor der Tür stand, gewahrten die Freunde, daß der Kranke bereits im Begriff war, eine ganz an­dere Reise anzutreten. Ein Fieber hatte ihn befallen, und am Abend war ein Röcheln auf der Brust, das sichere Anzeichen des nahenden Todes. Alle, die ihm nahestanden, eilten herbei und umgaben mit dem Sohne das Sterbelager. Franz Buchholz war freilich mit seiner Frau nach Pempelfort vorausgeeilt, und die Fürstin Gallitjin, die wohl den tiefsten und nachhal­tigsten Eindruck von ihm empfangen hatte, stellte sich - erst ein, als er schon verschieden war. Am Morgen des 21. Juni hatte er seinen Lauf vollendet. Genau vor einem Jahr war er von Königsberg aufgebrochen. Jetgt fand er im Garten der Fürstin neben der kleinen Ka­pelle seine letjte Ruhestätte. Auf den schlichten Grab­stein schrieb man neben Worten der Heiligen Schrift aus dem ersten Brief an die Korinther (1,23. 27) nur:.

Johann Georg *Hamann,*dem christlichen Manne.

78

**Literaturnachweis**

Aus der reichen älteren und jüngeren Hamann- Literatur wurden benutzt:

Friedrich Roth: Gesamtausgabe der Schriften Hamanns.

Joh. Classen: J. G. Hamanns Leben und Werke in geordneter gemeinfaßlicher Darstellung. Gütersloh 1878/79.

J. Disselhof f: Wegweiser zu J. G. Hamann, dem Magus des Nordens.

Ferner einige kleinere Schriften der letzten Jahre, die zeigen, daß wir wieder neu nach dem Zeugnis Hamanns fragen.

Wer sich eifrig mit ihm befaßt, wird leicht Weiteres finden.

**79**

Hans Bruns

Begegnungen mit Christus

Zeugnisse von Menschen unserer Tage

4., erweiterte Auflage. 192 Seiten. Halbleinen DM 5.80

Inhaltsverzeichnis

Pastor Hans Bruns: Mein Weg zu Christus Inspektor W. Fleck: Jesus genügt mir Magister Hellmut Frey: Klare Führung durch Christus Direktor Arno Haun: Der lebendige Christus übernimmt die Führung meines Lebens Obering. a. D. Hennes: Froh in Christus

Major a. D. Krueger: Aus anerzogener Frömmigkeit zum lebendigen Christusglauben Kaufmann K. Martenstein: Christuserleben in Spanien Schwester Gertrud Mehl: Kunstreiterin oder Diakonisse?

Dr. Alo Münch f: Fußspuren Gottes in meinem Leben Pastor Erwin Paehi: Vom Atheismus zu Christus Schriftsteller Hans Pförtner t: Vom gegenwärtigen Christus in meinem Leben

Rittergutsbesitzer von Reden: Der Ruf zu Christus mitten im Krieg

Arthur Richter: Wie Christus mir als modernem Menschen be­gegnet ist

Friedrich von der Ropp: Den Sinn des Lebens gab mir Christus Dozent Dr, P. Scharpff: Christus auf allen Lebenswegen Elisabeth Tschierske: Durch Christus leiblich und seelisch ge­sundet

Pfarrer H. Fuchs: Wie Christus heute zum modernen Men­schen kommt

Daß Christus eine lebendige Wirklichkeit ist, kann man modernen Menschen kaum anders beweisen als dadurch, daß man ihnen erzählt, wie Christus Menschen von heute begegnet ist. Hier sind 17 solcher Zeugnisse zu­sammengestellt von Menschen, die bis auf zwei noch unter den Lebenden weilen. Da steht der Pfarrer neben dem Offizier, der Rittergutsbesitzer neben dem Schrift­steller, der Ingenieur neben dem Lehrer. Und alle wollen sie nichts anderes als zu dem Christus rufen, der auch sie einst in seine Nachfolge gerufen und glück­lich gemacht hat.

BRUNNEN-VERLAG GMBH

GIESSEN / BASEL

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorra­gendem Maße zur Verwendung im Reli­gionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauen­abende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunder­wege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Mei­sters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literari­sche Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirk­licher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

